Ueber

Shakspeare's Macbeth.

Von

Karl Ludwig Pörschke.

Königsberg,
bey Friedrich Nicolovius.
1801.

An

den Herrn D. B.

Lassen Sie, edler Mann, in Ihrer Gesellschaft mich das Vergnügen, Shakspeare's Meisterwerk zu betrachten, wieder genießen. Einst hörten Sie meine Erklärungen desselben nicht gleichgültig an; vielleicht gefallen sie Ihnen auch gedruckt. Seit einigen Jahren habe ich keinen Kommentar über den Macbeth gelesen; ich könnte jetzt kaum noch angeben, was ich von diesen fremden Gedanken im Gedächtnisse behalten hätte, und ob viele mit den meinigen zusammengeflossen sind: mit Vorsatz nahm ich auch jetzt keine Erklärer Shakspeare's, ob

ich gleich nach selbigen mich wieder umgesehen hatte, in die Hand; und so erhalten Sie, so viel als möglich, meine eigenen Ansichten des in seiner Art einzigen Schauspiels. Ich kenne Sie, daß Ihnen das Wiederhohlen und Zusammensetzen fremder Gedanken, welche Sie Selbst oft genug gelesen haben, wenig Unterhaltung gewähren kann, und daß Sie durch bloßes Borgen nicht reicher zu werden glauben. Um vieler Verantwortung mich zu entziehen, habe ich die angeführten Stellen Shakspeare's nicht selbst zu übersetzen gewagt, sondern ich bediene mich der neuen Uebersetzung von Eschenburg.

Wer seine Gefühle, nachdem er den Macbeth Shakspeare's aufmerksam durchgelesen hat, untersuchet, bemerket leicht, wie sehr selbige sich von den Gefühlen, welche durch eine wirkliche, oder historische, oder auch auf gewöhnliche Art gedichtete Welt in ihm entstehen, unterscheiden. Er fühlet, er habe sich in einer ihm neuen Welt aufgehalten, wo die Gegenstände, wenn sie einzeln betrachtet werden, völlig fremd und ungewöhnlich, oder auch ganz gemein waren, aber zu einem außerordentlichen Ganzen sich verbanden. Eine bezauberte Welt stehet vor ihm, die ihn mit sich fortreißt, neue Gefühle und Gedanken in ihm aufregt, und ihn durch das Wahrnehmen seiner unabhängigen Menschheit, mehr als durch alle, aus einer heiligen Nacht empor gestiegene,

magische Gestalten, interessirt; er fühlet sich stärker und muthvoller im Widerstande gegen die feindseligen Dinge; seine auf die wirkliche Welt gewandten Blicke sind heller, umfassender und sichrer; sein Herz ist edler, denn die eigennützigen, niedrigen Begierden stehen ohnmächtig, in einer dunkeln Entfernung von ihm; ruhig und ungelockt siehet er auf das gewinnreiche Weltgewühl hinab. Mit stets zunehmender, herzlicher Liebe, umfaßt er seine durch die hohe Dichterwelt verschönerte wirkliche Welt, und erhebet sich mit beseligendem Gefühle zu dem erhabenen, gewaltigen Genius, zu Shakspeare, dem er Würde und Freude verdanket, wie sie die gemeine Welt, und wäre sie auch noch so ausgeschmückt, nicht gewähren kann.

Sind es bloße Gefühle, oder sind es höhere aufgeregte Kräfte; sind es Wirkungen der Intellektualität, die uns bey dem Lesen eines wahren Gedichtes ein reines Vergnügen geben?

Nicht blind, sondern durch Nachdenken beherrschet und gereiniget, muß ein solches Vergnügen seyn, wenn es dauernd, und des Menschen, als eines zu der Unendlichkeit fortschreitenden Wesens, das bey keinem seiner Schritte das letzte Ziel seines Strebens aus den Augen verlieren darf, würdig werden soll. Wir kennen das Ziel aller unsrer Bestimmungen; seiner dürfen wir in keinem Augenblicke des Lebens, in keinem Gedanken, keiner Handlung, uneingedenk seyn, oder wir würden der wilden Natur zum Raube hingegeben. Wenn die schönen Künste dem Menschen das edelste Vergnügen geben, so muß selbiges auch aus der edelsten Quelle entspringen. Blinder Sinnengenuß, wenn wir denselben nicht zu einem denkenden Zustande unsers innern Menschen erheben, lässet uns, obgleich der äußere Mensch in einem Strome des Vergnügens, welcher aber nur aus der aufs höchste verfeinerten Materie herfließet, schwämme, keine höhere Stufe als diejenige, worauf auch Thiere stehn, erreichen.

Auch das Aufbrausen der Phantasie, das Fliegen in die Unermeßlichkeit, wo niemand etwas sieht oder hört, kann uns wohl zu wilden, nicht aber zu wackern Wesen machen.

Je länger wir Shakspeare's Macbeth betrachten, desto mehr nimmt das dadurch erregte Interesse zu; ein Beweis, daß dieses sich tiefer als auf die Traumwelt der Phantasie gründet, und kein Produkt einer zanksüchtigen Ochlokratie der Herzensgefühle ist. Unaufhaltsam reißt uns der Dichter in seine hervorgezauberte Welt, wo wir der Vergangenheit vergessen; und doch hat er die Elemente zu jener nur aus unsrer Alltagswelt geborget, aber zu wunderbaren Gestalten zusammengesetzet. In den Hauptcharakteren sogar finden wir nichts, was ohne des Künstlers Zuthun unsre Gefühle bestechen könnte. Unser Herz läßt sich leicht fangen; man zeige ihm nur historisch Liebe und Freund-

schaft, mit zärtlichen wehmuthsvollen Gefühlen der Hingebung und großmüthigen Aufopferung; wir lassen uns sicher durch das Anschauen der Heldenbildungen, der Grazie, der holdseligen Weiblichkeit, schmelzenden Schönheit und des Liebreitzes gewinnen. Da, wo unser Herz abwendig gemacht werden soll, erblicke unser Auge äußere und innere Abscheulichkeit, und wäre sie auch aus den Wolken gefallen; dazu lasse man plötzlich aus dem Hinterhalte Naturbegebenheiten hervor brechen, wodurch wider unsern Willen das Hohe erniedrigt, und das Niedrige erhöhet wird, die Freude sich in Elend, und der Tugendheld sich in einen Bösewicht verkehret. Endlich müssen, damit wir in Friede entlassen werden, alle angstvoll geknüpfte Knoten, zur Tröstung jedes gebeugten Gemüthes, im Theaterfeuer aufgehn. Von solchem wunderbaren Stoffe fanden wir des ernstlichsten Suchens ungeachtet, wenig im Macbeth, wo die Charaktere wahrhaftige Naturdinge, ursprünglich gemeine Wesen sind, und nur in der Welt unsers

Dichters zu großen und erschütternden Gestalten werden. Vielleicht findet man in keinem Gedichte mehr als hier, daß wahre Dichterschönheit bloß in der Form enthalten sey. Erforschen wir unser Inneres theilweise, fragen wir unsre Empfindungen; so finden wir sie zu einem Ganzen vermischet, wo keine ihren ganz eigenthümlichen Quell hat, und alle aus dem gesammten Vermögen des Menschen entstanden sind; fragen wir unser Herz; so ist es nicht durch etwas Privatgültiges gerührt worden, sondern vielmehr durch die hohe, aus der Intellektualität abstammende Freude über eine gelungene Welt. Hier darf unserm Herzen nicht vorgerücket werden, man dürfe ihm nur vorsagen, wie es jauchzen, in stilles Entzücken gerathen, in Thränen zerfließen, sich aus dem Leibe reißen und dem Bedrängten hingeben, von Heroismus aufschwellen, und sich gar zu einer Gottheit machen soll.

Wahre Schönheit verlieret von ihrem Reitze und Werthe niemals, und würde sie auch immerfort der schärfsten Analyse unterworfen. Wahrheit und Weisheit wird durch jahrelange Prüfung nicht unwahrer, nicht unweiser, denn beyde sind auf den unveränderlichen Gesetzen unsers Wesens gegründet. Schönheit, als die Erscheinung vollkommener Zweckmäßigkeit, bestehet in einer allgemeingültig gefallenden Form, und wird darum unbedingt gefallend genannt, weil sie kein bloßes Mittel eines Privatzweckes, sondern, bey ihrer vollendeten Ausbildung, das vollkommenste Mittel des unbedingten Zweckes, oder des höchsten Guten ist. Wahre Schönheit ist eben so wenig außer uns, als Wahrheit und Weisheit; beyde sind die Geschöpfe unsrer Seele; sie gehen aus unserm innern Seyn hervor, und müssen uns wenigstens eben so viel als unser geistiges Daseyn, unsre Vernunft, gefallen. Finden wir aber noch dazu, daß die Schönheit auch unsre theuersten, lieblichsten, sinnlichen Zwecke, das, was in der Welt der

Erscheinungen uns am unwiderstehlichsten anlockt, befördert, so gefällt sie ohne Ausnahme. Je länger wir ächte Schönheit betrachten, desto mehr muß sie uns, wenn unsre Aufmerksamkeit gleich lebhaft bleibet, und unsre Empfindungen durch die Anstrengung nicht ermüden, an sich ziehen. Immerhin bleibe das Intellektuelle unsterblich, so ist doch das zu selbigem gemischte Sinnliche sterblich; das in dem Schönen Erkannte bleibet unveränderlich; das dabey Gefühlte ist veränderlich. Wäre Schönheit bloß ein Produkt des Gefühles, so würde sie durch fortgesetztes Nachdenken darüber immer mehr vermindert, und zuletzt gar vernichtet werden. Vielmehr müssen unsre dunkeln Gefühle und Vorstellungen, wenn wir sie zu deutlichen erheben, uns einen höhern Genuß der Schönheit gewähren.

Shakspeare's Macbeth gehöret nicht zu denjenigen Werken, die bey dem ersten Anblicke blenden; man findet hier keine außerordentliche

Charaktere; vielleicht könnten seine Personen „gemeine Menschen" genannt werden. Erschienen bey ihm ungewöhnliche, in keiner Natur vorstellbare Dinge, so müßten sie den tragischen Zwecken zuwider seyn; die Wahrheit seiner, in keiner Sinnenwelt aufgefundenen, Wesen verbirgt sich nur vor dem Auge des halbrohen Zuschauers, der sich wohl gar versuchen ließe, selbige für ganz gemeine, oder gar lächerliche Geschöpfe zu halten. Der durch die materielle Schöpfung ganz befriedigte Weltmann fühlet in des Dichters Hexen und Geistern grobe Geschmacklosigkeit, denn sie sind für ihn längst aus der Mode gekommen, und sie ekeln ihm an. Der verdorrte Schulphilosoph erkläret sie für Reste alter Barbarey und für vernunftwidrig.

Die Begebenheiten im Macbeth, wenn man sie einzeln betrachtet, liegen bunt durch einander; Erschütterung wechselt mit Gleichgül-

tigkeit, Edelmuth mit Bosheit, Milde mit Grausamkeit ab. Doch kein Widerspruch erscheinet zwischen selbigen, wenn sie als Theile eines hohen dichterischen Ganzen, mit allen ihren, bey dem flüchtigen Ueberblicke unsichtbaren, Verbindungen betrachtet werden; immer herrlicher und schöner steiget die Welt des Dichters, jemehr wir in selbiger verweilen und sie studieren, vor uns empor; hier wird aufs deutlichste wahrgenommen, daß keine echte Schönheit durch ein anhaltendes Studium derselben verlieret. Wie oft haben wir an andere Kunstwerke, welche uns im Anfange bezaubert hatten, mit Widerwillen, wohl gar mit Ekel, zurückdenken müssen; wer aber den Macbeth ganz verstanden hat, wird immer mit herzlicher Liebe, mit Entzücken, des unsterblichen Meisters gedenken. Wenn die zu deutlichen Begriffen erhobene dunkle Vorstellung von der Schönheit sich vermindern müßte, so würde das Gefühl der Schönheit ein taubes Hinbrüten in seligen Genüssen seyn, gleich der Fakiere fieberhaftem

Hineinträumen in eine andre Welt; Schönheit würde ein geschmackloses, dummes, thierisches Genießen seyn. Die Schönheit in den Kunstwerken ist aus der Freyheit, also aus der Vernunft entstanden, und ist der Abdruck der Idee vollkommener Zweckmäßigkeit. Durch das Nachdenken über die von unsrer reinen Menschheit geschaffenen Gegenstände, dürfen wir nicht fürchten, den Genuß derselben zu verlieren; sie werden, jemehr wir sie kennen, desto lieblichere Gefühle in uns erregen. An dem stupiden Empfinden eines rohen Menschen, der weder Vermögen noch Willen hat, deutliche Begriffe sich zu verschaffen, ist wenig gelegen; was schadet es, wenn sein Ergötzen, welches gar nicht von einem wirklich schönen Gegenstande ausging, vermindert würde; es war ja nur ein Phantom: immerhin werde ein süßer, aber schädlicher Sinnengenuß zurückstoßend gemacht; der edlere Mensch will nur durch das Licht der Wahrheit gewinnen. Der ungebildete Mensch, unfähig nach Ideen zu denken, hat über einen

Popanz, über einen Kobold, nicht über einen schönen Gegenstand, Freude gefühlet. Sollte je in uns die Besorgniß entstehen, es werde der schöne Gegenstand durch die Analyse seine Anmuth verlieren, so wollen wir doch nicht der Welt dunkler Vorstellungen in uns vergessen, die wir durch unser Nachdenken nie ganz aufhellen werden; wir können nie in die untersten Tiefen der Natur unsrer Empfindungen hinab steigen, und den Punkt entdecken, wo diese und die Intellektualität sich vereinigen. Wir wollen uns, so viel als möglich, wie Menschen der Schönheit freuen, damit unser Genuß derselben eben so unveränderlich und unsterblich wie die Vernunft werde. Man nimmt es als ausgemacht an, der echte Mahler verstehe am besten, die Schönheit des Gemähldes zu beurtheilen; wir setzen leicht hinzu, er fühle sie auch am innigsten: hier entspringet der wahre Genuß aus der deutlichen Erkenntniß. Eben so dürfen wir behaupten, ein Dichter, welcher das Wesen der Dichtkunst am tiefsten durchschauet, sehe und

fühle

fühle das Schöne eines Gedichtes am deutlichsten. Ob jener Ausspruch denn auch so ganz wahr seyn mag, daß wir den Werth der Werke eines Künstlers um desto vollkommener beurtheilen können, jemehr von dem Geiste desselben auf uns ruhet? Ueber den Werth der Beurtheilung eines Kunstwerkes falle die Antwort aus wie sie wolle, so ist damit noch nicht über die Größe des Wohlgefallens an demselben entschieden worden. Wir kennen einige Dichter, auf welchen viel von dem Geiste Shakspeare's ruhet, die zugleich die gründlichsten Kenner der Schönheit seiner Dramen sind, und von selbigen mehr als Andere entzücket werden. Ob nicht aber diese Männer, von Shakspeare's Schönheiten, weit mehr als er selbst davon gekannt hat, einzusehen und zu fühlen scheinen?

Die Werke des Genies entspringen aus der gesammten Natur des Menschen, aus seiner Intellektualität sowohl, als aus seiner Sinnlich-

keit; nicht allein aus deutlichen Begriffen, sondern auch aus dunkeln Vorstellungen. Ein Werk des Genies ist sowohl ein Erzeugniß der Natur, als der Kunst; der Mensch ist bey dem Hervorbringen seiner schönsten Produkte sich oft gar nicht der Regeln, nach welchen er verfährt, bewußt; seine reitzendsten Darstellungen sind aus ihm hervorgegangen, ohne daß er von selbigen die Urbilder in seinem Gemüthe ganz aufgehellet hatte. Shakspeare hat manche von uns jetzt angestaunte Schönheiten seiner Werke kaum gekannt; in der jedesmaligen Verfassung, worin er war, mußte er nothwendiger Weise solche Dinge sagen; sie gehörten zu den Aeußerungen seiner Existenz; sie entstanden eines Theiles, wie die Harmonie der Sphären und die Zellen der Bienen, aus den ewigen Gesetzen der Natur. Wenn die Erscheinungen der Schönheiten da waren, konnte auch der Künstler, als ein Mann, welcher das deutliche Verstehen seiner selbst zu seinem Lebensgeschäfte macht, seine hervorgebrachten Gegenstände begreifen; er suchte in der In-

tellektualität das Ideal auf, dem dieselben gemäß seyn sollten, und er beurtheilte, ob sie seinen besondern oder allgemeinen Zweck befördern könnten. Viele Werke sind anfangs bloß aus dem Instinkte entsprungen, dann tragen sie aber noch Spuren der Rohheit und Wildheit an sich, sind oft nur grobe Materialien, und müssen erst durch die Intellektualität, und den lange fortgesetzten Gebrauch der Kunstregeln, in wirklich schöne Gestalten umgebildet werden. Die Natur giebt uns auch keine große Männer, sondern zu ihnen nur den Stoff, aus dem die Erziehung die großen Männer bildet; die Natur giebt auch die allein vom geübten Auge entdeckten, unscheinbaren, Edelsteine, aus welchen der menschliche Fleiß die Brillanten mit Mühe bereitet. Die Schönheiten sind ursprünglich nur Anschauungen, und werden nachher Gedanken; die erste Erzeugung der Schönheit kostet den Menschen oft keine Mühe, aber die Ausbildung derselben bedarf immer der Anstrengung. Daher sind wahre Genien, für welche nichts natürlicher

als ihre Werke sind, gewiß auf selbige nicht stolz, und können nur durch das Lobgeschrey und den Weihrauchdampf ihrer Bewunderer, Unschuld, Bescheidenheit und Geschmack verlieren; sie können nur dann erst auf das eigene Daseyn sich etwas einbilden, wenn sie durch ihre Freunde zum Sündenfalle verleitet worden sind, und die Produkte der Schönheit nicht mehr an den Idealen, sondern hochmüthig an den Werken Anderer messen, wo die bösartige Eigenliebe alles Fremde verkleinert und verfinstert. Shakspeare ist eben so wenig wie jeder innerlich wahrhaft große Mann eigenliebig gewesen; er ergötzte sich vielleicht nie an der Betrachtung seiner Werke und studierte in selbigen auch nicht die enthaltene Schönheit; denn da diese ihm keine drückende Arbeit im Hervorbringen gekostet hatte, so wurde er nicht leicht auf sich selbst aufmerksam. Wem das Hervorbringen seiner Werke Geburtsschmerz kostet, der wird der Erste seyn, welcher sich in denselben spiegelt, ihre Schönheit zur Schau auskramt, sie bewundern läßt, und

vor dem ganzen Volke mit Posaunen verkündiget; er erstaunet über sich, als ob sie nicht aus seinem eigenen Wesen ausgegangen, ihm nicht natürlich wären.

Der höchste Gegenstand für die Kunst ist der Mensch. So wie in der Natur jedes Ding seinen Werth nur durch die Beziehung auf die Menschen bekommt, wenn selbiges ein Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke ist, so hat in der Kunst nur die Darstellung der Menschen den größten Werth. Erscheinen sie auch nicht unmittelbar, so müssen sie doch mittelbar in allen übrigen Wesen der Kunstwerke uns entgegen kommen. Die größten Künstler, Praxiteles und Apell, Homer und Sophokles errangen sich durch die Darstellung des Menschen ihre Unsterblichkeit. Allenthalben, wo die Bewunderung der Werke Shakspeare's nicht blind ist, wird er wegen seiner Schilderung menschlicher

Charaktere hochgeachtet. Nie hat ein Sterbli-
cher tiefer als er in das menschliche Herz gese-
hen, die geheimsten Bewegungen darin ausge-
kundschaftet, und die schwersten Räthsel dessel-
ben aufgelöset. Könnten wir wohl diese schö-
nen Darstellungen anders, als daß wir sie, und
auch unsre eigene Welt, verstehen, recht wür-
digen; würden wir, einem blinden Gefühle
uns überlassend, wahren Genuß der unerreich-
ten Schönheiten unsers Dichters haben? Im-
merhin sey vieles, was uns Shakspeare sehen
läßt, nur durch seinen Instinkt aufgefunden
worden, denn diesem haben auch wir viele wahr-
genommene Verhältnisse des Menschen zu uns
zu danken; so müssen wir doch, da wir auf
ganz andern Wegen als Shakspeare in seine
Welt eingehen, die Wahrheit der Anschauungen
daselbst durch Intellektualität erkennen. Woll-
ten wir uns bloß auf unser Gefühl verlassen,
wir würden vor den größten Schönheiten
ungerührt, denn wir bemerkten ihr Daseyn
nicht, vorüber gehen. Schönheit wird uns ja

nicht gegeben, sondern wir erzeugen sie; ist sie auch von Andern ausgegangen, so kann sie von ihnen für uns doch nur auf die Art hervorgebracht werden, daß auch wir sie erzeugen; und hierzu bedürfen wir unsrer eigenen Erkenntniß. Die Werke des Instinktes helfen die Zwecke der Vernunft befördern, und stimmen also mit den Gesetzen derselben überein.

Der in seiner Ausbildung nie stillstehende Mensch, der mit vollem Bewußtseyn das höchste Ideal der Vollkommenheit, um sich demselben immer ähnlicher zu machen, vor die Augen stellet, der es deutlich einsiehet, er könne sich nie seinem Urbilde nähern, wenn er keine Einheit in seine Erkenntnisse und Handlungen bringet, der wird sich immer völlig bewußt seyn, warum er den Genien auf ihren Sonnenwegen zu folgen sucht, warum er sich nicht durch sein langsames Nachziehen auf Bahnen, welche von den Göt-

terkindern mit der Schnelle des Lichtes durchflogen werden, abschrecken lassen soll. Er achtet es nicht, wenn ihm das Studium der Meisterwerke im Anfange wenig Genuß verschafft, wenn er nicht über die gemeine Höhe bis zum Schwindel erhoben wird; er weiß es, daß er dieser großen Offenbarungen der bildenden Menschheit bedarf, um das Eine, das über alles Noth ist, sich zuzueignen; und so lernet er, sie immer besser verstehen und fühlen. Für das Würdigste der Menschheit sollen alle unsre Thätigkeiten unmittelbar oder mittelbar berechnet werden, sie mögen zur Erhöhung unsrer Leibes- und Seelenkräfte, selbst zur Begeisterung, zur Vermehrung unsrer Geschicklichkeit und Klugheit, dienen; diese Zwecke sind nur dann des Menschen würdig, wenn sie Mittel seines letzten und erhabenen Zweckes werden. Dieser ist absolut, nur seiner selbst wegen zu suchen; auch die Kunstwerke sind um desto würdiger, jemehr sie denselben auf eine allgemeingültige Weise befördern. Ohne nothwendige Zweckmäßigkeit, die für alle

Völker und Zeiten gilt, und keinem Wechsel der Formen unterworfen ist, ohne die wahre Schönheit, die nur durch Intellektualität und durch das von dieser gebildete Empfindungsvermögen bestimmt wird, kann kein vollkommenes Gedicht bestehen. Moralische Würde kann auch da, wo nicht einmal ihres Nahmens gedacht wird, befördert werden; schon jede wahre Kultivirung unsers innern Menschen dienet zu ihrer Vermehrung. Wer seine Einbildungskraft stärket, befeuert und dem Unendlichen nachzugehen lehret, auf ihren Flügeln sich erhebet, bis er mit Einem Blicke Welten umfaßt, und sie in sich zu seinem unveränderlichen Zwecke zusammenzusetzen vermag; wer hoch über dem Staube, wo er die Körnchen der kriechenden Gewinnsucht übersichtig auflas, empor getragen wird, und sich so weit ausgebildet hat, Ideale für seine Handlungen zu schaffen, und diese zu Abdrücken der Ideale zu machen, der hat gewiß für seine Kultur gearbeitet, und ist geschickt geworden, sich zu moralisiren und zu heiligen. Welche

Kunst kann mehr als die Dichtkunst diesen Götterfunken zur Flamme anfachen; und welcher Liebling der Musen vermöchte mehr als Shakspeare, uns zur höchsten Begeisterung zu erheben! Wenn nun noch ferner durch die Dichtkunst die starre Rinde der Wildheit um unser Herz aufgelöset wird, wenn selbiges weiser und empfänglicher für die Eindrücke der allesumfassenden Liebe sich macht, wenn Gleichgültigkeit, grausame Härte gegen Mitmenschen, Mißgunst, Menschenhaß ihm fremde werden, wenn selbiges die Lasterhaftigkeit und das Elend der Welt rastlos vermindert, den Willen bey erhabenen Verläugnungen unterstützet, die uns von der Vernunft gebieterisch, doch leider! gegen die thierische Natur zu ohnmächtig, vorgeschrieben waren; so dürfen wir doch wohl sagen, die Dichtkunst sey im Dienste der Moral, da alles, was ihr nicht dienet, das Reich der Unsittlichkeit erweitern hilft. Keinem Dinge der Welt ist es gegeben, neutral zu seyn; es muß entweder für oder wider gewisse Zwecke streiten; oft tauschet

es sein Geschäft um, da das Wohlthätige feindselig, und das Feindselige wohlthätig wird. So wirket jedes Naturwesen auf die ungeheure Anzahl halbroher Menschen, welche entweder unter der Zuchtruthe, oder unter der seidenen Hand der Natur stehen: was uns jezt auf den Pfad des Lichtes und zur Besserung führet, das stößt uns im folgenden Augenblicke in die Finsterniß und Ungöttlichkeit: bald sind wir Herren der Welt, bald verächtliche Sklaven. Dem zur Göttlichkeit berufenen Menschen müssen alle Dinge gehorchen; sie müssen ihn bey der Arbeit an seinem unsterblichen Werke, bey der Veredelung seiner selbst und des Menschengeschlechtes helfen. Niemand hilft uns bey unsrer Moralisirung unmittelbar, nur wir moralisiren uns, durch unsern guten Willen, oder durch unsern redlichen Vorsaz, stets das Beste zu wollen: die Aussendinge helfen uns nur mittelbar, die Künste aber am meisten. Jedes Gedicht darf darum noch nicht ein geistliches Lied seyn, oder sich mit der kalten Miene des Moralisten vor

uns hinstellen, und von Kreuzigung des Fleisches und der Lüste predigen; es darf uns nicht bloß Tugendlarven hinhalten, damit wir nach selbibigen ein liebliches Gesicht schneiden lernen; der Dichter setzet uns auch Teufelsgestalten auf die Bühne hin, um jeden ähnlichen Grundzug in uns zu vertilgen. Obgleich die Dichtkunst uns idealische Welten sehen läßt, so sind diese doch leicht in den nackten Menschen, und in die für ihn wirksamen Naturdinge, vor dem gebildeten Auge zu übersetzen. Auch im idealischen Menschen sehen wir wahre Natur, die aber im Gedichte, zur Unterstützung des Erkenntniß- und Begehrungsvermögens in hellerer und kraftvollerer Gestalt erscheinet.

Die gesammte geistige Natur der Menschen dringet auf das Bessere vor, (zu dem sie nicht durch blinde, allgemeine Naturgesetze, sondern durch Freyheit, durch selbsterkannte und erfüllte

Vernunftgesetze, gelanget,) durch die Werke der höchsten theoretischen und praktischen Natur. Wer nichts von den Dingen um sich erkennet, hat auch noch nicht das Vermögen, die Freyheit zu erkennen; sie sey immerhin das Erste in dem menschlichen Wesen, der Urgrund von allem, so werden wir sie doch am letzten erkennen lernen. Wir müssen schon lange um uns geblicket, und unsre Verhältnisse zu den Dingen verstanden haben, bevor wir in uns selbst zu blicken verstehen. Schlechter soll uns doch die Dichtkunst nicht machen; auch in einem gleichgültigen Zustande darf sie uns nicht lassen; sie soll uns bessern. Ohne die mannigfaltigste Ausbildung unsrer Vermögen ist es unmöglich, uns zu veredeln; wir müssen nicht bloße Erkenntnisse auflesen, sondern sie auch lebendig und wirksam machen. Jedes Gedicht muß ein Lehrgedicht, im weitesten Sinne, seyn; es darf weder durch seinen Nahmen, noch durch das Titelblatt, seine edle Absicht vorher verkündigen; es muß durch seinen Inhalt, (den wir aber

von der Dichtkunst selbst, von der bloßen Form, die allein für das Gefühlsvermögen thätig ist, sorgfältig unterscheiden,) auch den Schatz unsrer Einsicht in das Wesen der Dinge, hauptsächlich in unsere Herzen, vergrößern. Es darf selbigen freylich nicht immer extensive größer machen, daß wir stets ganz unerhörte Begriffe einsammelten; es muß ihn aber intensive vermehren. Unsre Vorstellungen müssen an Licht, Kraft und Anwendbarkeit gewinnen. Der größte Dichter verfehlte seine Bestimmung, wenn er nur nackte Lehren, und wären sie auch echt philosophisch, geben wollte; er ist in einem höhern Dienste, als im Dienste der Theorie; er richtet, wenn er die an sich ohnmächtigen Lebensregeln mit der alles überwindenden Schönheit bewaffnet, auch den Willen des Guten aus. Zum bloßen Unterrichte sind die gemeinen Schulen, ist die gemeine Welt, hinreichend; von beyden erwarten wir nicht mehr, als daß sie nur das Daseyn unsrer Kenntnisse befördern, die für uns noch todt, kraftlos, und ohne Anwendung seyn mö-

gen; die Dichtkunst eröffnet uns die höchste Schule und Welt, und erhebet uns auf die letzte Höhe der Einsichten und Thätigkeit. Allen Kunstwerken hat man es zum vornehmsten Verdienste angerechnet, daß sie uns das Innere des Menschen darstellen, die Finsternisse desselben aufhellen, und uns neue, unbekannte Scenen von ihm sehen lassen. Hier werden wir aufs vollkommenste unterrichtet. Der Künstler giebt keine bloße Kopieen, denn diese würden nur zu Privatzwecken taugen; er wiederhohlet uns nicht bloß das, was wir schon wissen, sondern zeigt uns das, was wir ohne ihn nie wissen konnten. Nicht bloß historische Darstellungen, denn diese möchten wir oft genug durch uns selbst schon kennen, sondern die durch Ideale lebendig gemachten Ideen, sind das Höchste für die Kunst, die oberste Stufe der theoretischen Bildung. Wir wollen nicht immer gaffen und wieder gaffen, auch wohl empfinden und wieder empfinden, bis wir selbst nicht mehr ganz unsers Zustandes uns bewußt sind; eine solche Disciplin würde

uns verwirrt und unbrauchbar machen; nein, wir wollen nichts umsonst erkennen und thun; wir wollen durch alles, was wir vornehmen, klüger und weiser werden. Giebt es wohl eine edlere Bestimmung eines Dinges, als für den echt menschlichen Zweck? Wäre Homer wohl der Ewigkeit geweihet, wenn er nicht zu den großen Lehrern des Menschengeschlechts gehörte! Auch die Odyssee und Iliade sind im weitesten Sinne Lehrgedichte. Kein menschliches Werk wird uns Ehrerbietung und Liebe abnöthigen, vor dem wir nie als Schüler gestanden haben, von dem wir nicht veredelter zurückkehren; selbiges muß eine Gewalt, ein Hoheitsrecht über uns ausüben. Das ist für uns das herrlichste und schönste Werk, zu welchem wir immer mit Gefühlen unsrer untergeordneten Kräfte gehen, von welchem wir aber mit dem Gefühle erhöheter Geistesstärke zurück kommen. Der Ausspruch, daß ein wahrer Dichter kein Lehrgedicht machen wird, müßte, wenn er wahr wäre, die verdientesten Lehrer der Welt, und die ausge-

zeich-

zeichnetesten Lieblinge des Genius der Dichtkunst, aus dem Tempel des Nachruhmes vertreiben. Virgil, der Dichter des Feldbaues, Horaz, mit seinen Briefen und Sermonen, Pope, Haller, der Schöpfer der unsterblichen Musarien, und mit diesen alle inhaltsreichen Dichter, würden verbannet werden. Ein Gedicht sey für uns keine Rauchpfanne, und brennte in selbiger auch die köstlichste Spezerey; wir wollen nicht bloß unsre Nasen ergötzen, und nachher uns den Kopf benebeln und schwindelnd machen. Auch zu keinem Opium soll uns die Dichtkunst werden, und versetzten wir uns auch auf drey Stunden in das Paradies, oder nach Valhalla.

Der noch nicht entschiedene Streit über den Zweck der Dichtkunst beweiset den schwankenden Zustand der Theorien des Geschmackes. Wir denken uns, der nothwendigen Bestimmung der Vernunft gemäß, eine Einheit unsrer Erkennt-

nisse und Handlungen; wir leiten alles aus einem Grunde ab, und beziehen es auf einen Zweck. Ist denn der Satz: „Alle menschliche Thätigkeiten sollen Mittel des höchsten Zweckes seyn,“ nicht wahr? Die Dichtkunst kann von dieser moralischen Bestimmung nicht ausgenommen werden, wir mögen eine Ode, einen Bußpsalm, oder die Ausbrüche des heitersten selbstzufriedenen, des die ganze Welt neckenden Muthwillens lesen; diese alle müssen für unsern innern Menschen wirksam seyn. Der Muthwille vieler wackern Dichter ist oft nur die Maske vor einem ernsten, menschenfreundlichen, moralische Würde ausdruckenden Gesichte, das aber, unverdeckt gewiesen, den großen Haufen nicht zu bessern vermag, welcher allein durch Spötterey über seine pomphaftesten Anstalten und Werke, und über die feyerlichen Gesichter der Führer der Heerde, (welche bey denen, die gesunden Auges und Herzens sind, nur Lachen erregen können,) gegen die Thorheiten wenigstens mißtrauisch und weniger zärtlich gemacht werden muß.

Der wahre Dichter stellet auch in Karrikaturen Wahrheit, und zwar die verständlichste und nachdrücklichste Wahrheit auf, die immerhin erst künftig vor unsern Augen wirklich dastehen mag; er zeiget warnend uns die halb gereiften Thorheiten, welche die Zeit, zu unserm bittersten Nachtheile, gewiß vollenden wird. Lügen stehen dem Dichter, eben so wenig wie jedem andern Menschen, unter keiner Bedingung, frey; sie zerstören in ihm, der doch immer ein veredelter Mensch seyn soll, nicht nur die Moralität, sondern machen auch die Schönheit unmöglich; diese wird durch jede Verletzung der Wahrheit, durch jede Disharmonie der Natur und Freyheit, vernichtet. Ein Dichter, welcher sich der Unsterblichkeit würdig macht, und nie in Gefahr gerathen soll, dem Zwecke der Menschheit entgegen zu arbeiten, muß ein durchweg gebildeter Mensch seyn: die wahre Kenntniß der Moralität der Handlungen muß ihn bestimmen, wo, und wie er seinen Satyr auf die Thoren und Narren loslassen soll. Ausgezeichnete Talente, in deren

Besitze der echte Dichter ist; das Gefühl der Schicklichkeit, die dunkeln Begriffe von Wahrheit und Schönheit, werden ihn oft vor Fehltritten bewahren; er ist aber ohne deutliche Einsichten noch immer ein Spiel des Zufalles; er weiß nie gewiß, ob er das Reich der Unvernunft auch gehörig bekämpfe. Oft ist es nothwendig, daß der Dichter die Albernheit der Menschen nicht bloß im Allgemeinen angreife, er muß oft wirkliche, neben ihm lebende Thoren züchtigen. Zu Karrikaturen darf er sie allerdings machen, er aber soll kein Pasquillant seyn, denn dieser ist ein Lügner, der wohl zufälliger Weise die Thoren bessern könnte, sich selbst aber ehrlos vor seinem Gewissen macht. Sollte ein vernünftiger Mensch im Handeln mit Menschen wohl je vergessen, sich und sie vollkommener zu machen; wenn er ihre Thorheiten bestrafet, so will er ja nicht auf gutes Glück handeln, und es darauf ankommen lassen, was es wirken mag; er will ihnen nicht bloß wehe thun, sie nicht bloß dem Gespötte der Welt Preis geben, oder durch die

in ihnen erregten Schmerzen dem Zuschauer Vergnügen erwecken; er will gewiß auch nicht sein Müthchen an ihnen kühlen; nein, er will sich und sie von Thorheiten heilen. Wir entdecken im Moliere einen weit edlern Zweck, als im Aristophanes, der, wenn er auch für viele Stellen in seinen Lustspielen großes Lob verdienet, doch oft nur zum Possenreißer und Pasquillanten hinabsinkt, wodurch er gewiß für die Production der Schönheit nichts thut. Das Wahre und Gute kann seiner Verkörperung, dem Schönen, doch nicht aufgeopfert werden; die Moralität sollen wir zur nothwendigen, allgemeinen Form aller vernünftigen Handlungen machen. Wenn die Gedichte nicht bloß blinde Ausbrüche der menschlichen Thätigkeiten, unwillkürliche Abdrücke der menschlichen Empfindungen sind; wenn der Mensch auch bey der Nachbildung des Sturmes der Affekten in seinen Werken, vollkommen sich beherrschen, frey wie ein Gott um sich blikken, den Weg, den er genommen hat, und den er noch nehmen wird, übersehen soll, damit er

auf der Linie für die gesammte Menschheit wandeln, und das Menschengeschlecht ihm auf seiner Bahn folgen könne; so müssen alle Produkte des Dichters, wenn selbige, die anfangs nur wilde Traumgestalten der Sinnlichkeit waren, und durch die Vernunft disciplinirt worden sind, dem höchsten Zwecke dienen. Kein Dichter darf sich seinen Empfindungen überlassen, um nur zu empfinden, um sich in den bodenlosen Abgrund der Phantasie oder der Schwärmerey zu stürzen; er versuche nicht, sich in die Unendlichkeit aufzulösen, bis ihm Gedanken und Worte verschwinden. Wir hören Manche über den Zweck des Dichtens reden, als ob sie sich einem Dämon mit Leib und Seele ergeben hätten, der sie aus dem Gebiete der Vernunft forttragen müßte; sie halten alle moralische Tendenz eines Gedichtes für unwürdig desselben, als ob es eine höhere Bestimmung, als die moralische, geben könnte. Nur durch die moralische Tendenz erhält ein Gedicht, so wahr als das Gute über alles Menschliche herrschen soll, und unverän-

derlich ist, Göttlichkeit und unsterblichen Werth; und die Dichtersprache wird dann nicht unschicklich die Sprache der Götter genannt. Der Dichter bedient sich der vorgefundenen Stoffe, nur die Zusammensetzung ist sein Werk; die ganze Natur ist ihm dienstbar, denn selbst die unlieblichen Theile derselben verarbeitet er zu den lieblichsten Gestalten; das Gleichgültige wird unter seinem Zauberstabe interessant; nicht bloß Ernst und Feyerlichkeit ist in seinem Gefolge, sondern auch Scherz, Lachen, Fröhlichkeit und alle Liebesgötter, doch angeführt von den Grazien und von der Göttinn der Weisheit. Die Grazien und Minerva müssen im vertrautesten Bunde stehen, auch da, wo Klagen, Weh und Jammer die Menschheit erschüttern. Nichts was die Menschen angehet, darf der Dichtkunst fremde seyn; in ihrem magischen Spiegel sehen wir die Welt treu und klar vor uns stehen, aber sie dringt auch mit größerer Lebendigkeit auf uns ein; sie ist von allem für uns Müssigen und Todten gereiniget; die vor dem Blicke des Physikers

auf ewig verborgenen Harmonien mit den geistigen Zwecken offenbaren sich, bis uns die Welt von Göttern bevölkert erscheinet, und wir selbst uns immer mehr der Götterschaft nähern lernen. Unsre Hauptbestimmung in der Welt ist, der Unendlichkeit ununterbrochen nachzugehen; wir sollen alle Dinge in uns aufnehmen, bis wir finden, daß sie aus uns ausgegangen sind, und wir sie aus den von uns abhängigen Elementen gebildet haben. In uns sollen wir die Gestalten hervorbringen, sie ordnen und unsern Gesetzen unterwerfen; wir sollen denselben ihre Thätigkeit vorschreiben, da sie so leicht in Streit und Kampf unter einander gerathen; wir sollen einen ewigen Frieden in ihrem Reiche stiften, bis die zahllosen Dinge mit unwiderstehlicher Kraft aufstehn, und den Zweck aller Zwecke befördern.

Unsre Betrachtungen des Schauspiels Macbeth sollen nur Wiederhohlungen der vor unsern Augen vorüber gegangenen Bilder, während des Lesens seyn; wir analysiren die uns schon etwas vertraut gewordenen Empfindungen und Gedanken, und suchen ihre Gründe auf. Die in diesem Drama vorgestellten Gegenstände, als bloße Naturprodukte betrachtet, wären einzelne Gestalten, welche wie Schatten erscheinen und verschwinden; wir sehen nicht den Grund ihres Werdens, denn über diesen dürfen wir nur Vermuthungen wagen, da selbiger sich vor uns verbirgt. Daß jede Erscheinung in der Natur ihre Ursache hat, wissen wir; in der That sehen wir aber kein vollständiges Ganzes, sondern nur Bruchstücke, deren Zusammenhang unbezweifelt ist, doch von uns mit keiner Sicherheit angegeben werden kann. Sobald wir in die Welt des Dichters getreten sind, so wandeln wir im Lichte; wir sehen die arbeitenden Kräfte der Maschine aufgedeckt, es enthüllet sich der Quell jeder Begebenheit, nichts ist mehr für uns geheim,

selbst die Tiefen öffnen sich dem gestärkten Blicke, bis ein Weltganzes vor uns stehet. Was in der Natur von freyen Handlungen, selbst dem Herzen und Verstande des Handelnden, unbekannt bleiben mußte, wird in der Dichterwelt für alle Zuschauer deutlich angegeben; die Ungewißheit aus dem Reiche der Erscheinungen muß hier aufhören. Alle Lücken sind hier ausgefüllet; ohne Unterbrechung gehen die Begebenheiten auf ihren Zweck zu, und wir finden, daß für selbigen, wenn er uns einmal schon bekannt geworden ist, in wahren Meisterwerken, vom ersten Anfange an, gearbeitet wird. In der wirklichen Welt scheinet uns vieles müssig da zu stehen, als ob es nichts wirkte; obgleich der Einfluß desselben, bliebe er uns auch immer unsichtbar, auf alle Dinge in der Welt sich erstrecket; wenn wir vieles auch gar nicht empfänden, so bestehet es doch eben so vollständig, als ob wir seine Wirkungen mit vollem Bewußtseyn dächten.

Der Anfang des Macbeths gleichet dem Eintritte in eine für uns wundervolle Welt; wir

meinen bloß aus der Phantasie hervorgegangene Wesen zu sehen; sie sprechen Worte, deren Sinn wir noch nicht begreifen, so lange das Ganze uns unbekannt ist; die aber, nachdem wir das geendigte Werk übersehen, schwer an Inhalt sind, und die Keime künftiger großen Begebenheiten enthalten, oder doch eine Reihe furchtbarer Ereignisse vorbereiten. Drey Hexen, Abgeordnete des ernsten Schicksals, erscheinen und verschwinden; wir kennen sie nicht; wir würden noch lange zweifeln, ob sie die Boten des Fluches oder des Segens sind, denn ihre Worte entscheiden nichts, wenn nicht die ganze, sie umgebende Natur unsre Ahndungen, daß diese Wesen nur Vorläuferinnen des Verderbens sind, zu Blicken in eine finstre Zukunft machten. Die Empörung in der Natur ist im Bunde mit den finstern Thaten, welche aus dem Abgrunde steigen, Donner und Bliß kündigen sie an: der Himmel kann nicht in seiner Lieblichkeit auf eine sich öffnende Hölle hernieder schauen, er verhüllet sein Angesicht hinter finstre, stürmende Wet-

terwolken, und Regen und Schneeflocken stürzen hinab. Die Scene ist eine weite, unfruchtbare, menschenleere Heide, ein dem Anscheine nach neutraler Ort, doch hier von großer Wirksamkeit. Wir sehen auf der wüsten Scene noch nichts als die Unholdinnen, die ersten Thätigkeiten der Weltkräfte, das Erwachen der menschlichen Freyheit, welche die Urgründe auch alles Bösen seyn können. Die wilde Natur ist hier die bloße Begleitung der ersten Regungen menschlicher Bösartigkeit; das Böse kann aus keiner äußern Natur entspringen, diese giebt nur Mittel zur Beförderung desselben her. Wer unter regnigen, stürmenden Wetterwolken, im blutigen Dienste eines Andern, den Tag über dem Ungemache ausgesetzt war, der läßt sein Herz leichter von demjenigen, dem er dienet, abwendig machen, und wird, wie Macbeth, empfänglicher werden, bösen Eingebungen wider seinen Freund und Gebieter, für den auch er viel gethan hat, Gehör zu geben. Nicht unmittelbar entstehen böse Vorsätze aus der em-

pfundenen rauhen Natur, doch durch eine solche wird leicht der Edelmuth, und selbst der moralische Sinn, der unser Pflichtgebot unterstützen soll, vermindert. Shakspeare belebt um sich die ganze Natur; bald ist sie ihm im Bunde mit dem guten, bald mit dem bösen Willen.

Die ersten Worte, die wir von diesen unglückbereitenden Wesen hören:

„Wenn werden wir drey uns wieder begegnen,
Im Donnern, Blitzen, oder im Regnen?"

sind wohl der Beschluß einer schwarzen Unterredung, deren Inhalt wir jetzt nur noch ahnden können, oder einst, nachdem wir die schrecklichen Folgen erkannt haben, mit Sicherheit ergänzen werden. Das ganze Gewebe abscheulicher Thaten ist angefangen worden; die Maschinen zum Königsmorde, zu dem über Schottland sich ziehenden Verderben, und endlich zur Vertilgung des durch eigenen ehrsüchtigen Willen, und durch äußere Umstände entstandenen Tyrannen, werden in Bewegung gesetzet. Der Zuschauer wird

durch die dunkele Unterredung, durch die ahndungsvollen Bezeichnungen, zur Aufmerksamkeit aufgeregt; ihm wird künftig, wenn er das Ganze übersiehet, nichts ohne Absicht gesagt seyn. Es gehöret zu den Bestimmungen eines vollkommen schönen Werkes, daß in selbigem jeder Theil Bedeutung habe; das vollendete Genie, wird weder müssige, noch vielleicht zu einem andern Ganzen gehörige Stücke, zu dem von ihm gewollten Werke zusammensetzen. In dieser Hexenscene ist gewiß nichts umsonst da, auch ist kein Zug zu viel, oder zu wenig; alles ist voll großen Sinnes. Die Unholdinnen werden zusammentreffen:

„Im Donnern, Blitzen und im Regnen,
Wenn das Hurleburle vollbracht,
Wenn verloren und gewonnen die Schlacht . . .
Noch vor Anbruch der Nacht."

Auf der Heide will die dritte Hexe dem Macbeth begegnen, sie, die ihm zuruft, er werde einst König seyn; sie wird in das Herz Macbeths, den ersten Funken der Bosheit, der zur

Hölle angefacht werden soll, werfen. Jetzt hört die erste Hexe schon den gebieterischen Ruf höherer Mächte, der grauenvollen, in tiefer Finsterniß verhüllten Geister; auch diese sind in der Dichterwelt nicht schlechtweg Urheber, sondern vielmehr erwählte Mitgenossen schwarzer Thaten, und rufen mit einsylbigem Laute die drey gehorsamen Dienerinnen des Schicksals ab; die mit orakelmäßig dunkelm Ausrufe entfliehn:

„Schön ist häßlich, häßlich schön.
Laßt durch Dampf und Nebel uns gehn.“

Die Schönheiten dieses Auftrittes nehmen wir am deutlichsten bey den versuchten Umarbeitungen der anmaßenden Verbesserer Shakspeare's wahr; hier möchte man wohl jede Veränderung für einen Fehler, für eine Verunstaltung halten.

Warum aber soll uns der erste Blick nach dem Macbeth, so wird mancher hier einwenden, Hexen, Gegenstände des groben, längst veralteten und verächtlichen Aberglaubens, zeigen?

Sind sie wohl poetische Gegenstände; diese müssen doch von unsterblicher, nie alternder Jugendschönheit seyn. Es ist sehr traurig, den großen Dichter, dieser Bilder wegen, in Schutz nehmen zu wollen, und ihn zu entschuldigen, als ob er sich nach dem Aberglauben des Zeitalters bequemet hätte; daß man mit Shakspeare sich in die finstern Zeiten versetzen müßte, da solche Vorstellungen noch galten; daß man wohl thäte, die bessern Einsichten unter den Gehorsam der Phantasie gefangen zu nehmen; und endlich wäre es zu wünschen, es hätte der seinem abergläubigen Menschengeschlechte sich anschmiegende Dichter, zu seiner eigenen Ehre, seine Werke mit diesem Pöbelwahne nicht besudelt, von welchem wir jetzt, in diesen hellen Tagen unaussprechlich ausgebreiteter (prosaischer) Weisheit, da das Licht der kalten Vernunft bis in die untersten Keller des gemeinen Volkes zu dringen strebet, keinen verdächtigen Gebrauch machen müssen. Ob man sich nicht für berechtigt halten dürfte, dem Shakspeare vorzuwerfen, daß

er

er in seinem Macbeth des Wolfs gedenket, dessen Geschlecht schon längst in England ausgerottet worden ist. Doch vielleicht gab es noch vor zweyhundert Jahren, wenigstens in den Hochlanden, einige Wölfe, (wie es noch vor dreytausend Jahren in Griechenland Löwen gegeben hat,) oder sie waren den Engländern noch im frischen Andenken, wie uns die Erzählungen von vorgegebenen Hexen sind. Die Gegenstände des Dichters sind keine Gegenstände des Physikers, sondern sind nur die Hülsen, die von der wirklichen Welt entlehnten Gewänder, zur Hülle eines Geistes, welcher nicht zu der durch die Sinne zusammengesetzten Welt gehört. Der Dichter nimmt, um seine geistigen Geschöpfe erscheinen zu lassen, die um ihn vorgefundenen Vorstellungen, wenn diese brauchbar sind, um jene der allgemeinen äußern und innern Menschheit näher zu bringen; er ist unbekümmert, ob die Vorstellungen bloß aus der Einbildungskraft, oder den wirklichen Gefühlen entstanden sind. Allerdings hat es nie in der wirklichen Welt

Hexen gegeben; sollte aber allein diese das Privilegium haben, den Dichter für seine Empfindungen und Ideen mit Gestalten zu versorgen? Er ziehet wohl gar die phantastischen Bilder, wenn in selbigen seine Gefühle und Gedanken mit größerer Lebendigkeit, mit Kraft und Reitz sich offenbaren können, den tagelöhnerischen Wesen um sich vor. Konnte Shakspeare die von Ewigkeit her thätigen Maschinen des mit geheimer Macht wirkenden Schicksals, durch welches schwarze Menschenthaten und grauenvolles Weltelend bereitet werden, die im Bunde mit den bösen Rathschlägen des Herzens stehenden Weltkräfte, bedeutender und deutlicher, als in den Bildern dieser Unholdinnen darstellen? Wären diese in der wirklichen Natur, sie würden sehr prosaische und häßliche Wesen seyn; aber in dem großen Dichterwerke, werden sie Theile der unvergänglichen Schönheit. Wir sehen die Hexen, meinen sie zu verstehen, sie verschwinden auf den Machtruf unsichtbarer Wesen, und wir haben noch wenig von ihnen verstanden. Sie sind

Spuren des unaufhaltsam fortschreitenden Schicksals; einen Augenblick glauben wir, sie deutlich vor uns zu sehen, und bald sind von denselben nur Ahndungen übrig geblieben. In der Dichterwelt gibt es keinen Aberglauben, auch keinen rechten Glauben, sondern nur Anschauungen, nur Offenbarungen mit Freyheit gemachter Empfindungen und Gedanken; wer in der Prosa das Daseyn der Hexen annähme, würde sich dem Gelächter Preis geben; der Hauptzweck in dieser ist Wahrheit, da in den ästhetischen Darstellungen der Hauptzweck Schönheit ist, der die Wahrheit zum Fundamente dienet. Shakspeare's Hexen werden zu aller Zeit poetisch schön und wahr bleiben, über sie vermag kein Fortschreiten im vernünftigen Glauben, keine neue Entdeckung des verborgenen Ganges der Naturbegebenheiten; sie sind in ihrer Art eben so reitzende Personificationen, wie die Götter, Heroen, und die mannigfaltigsten Dämonen, bis auf die im schreckenden Kostume, mit Schlangenhaaren und flammenden Fackeln bewaffneten

Eumeniden, und weiter zu den glänzendsten Maschinerien des Orients, Griechenlandes und Nordens, deren sich das älteste und gläubigste Dichterheer, mit bewunderungswürdigem Effekte bediente, und die der neueste und ungläubigste Dichter, wenn sein Genius es ihm vergönnet, mit gleichem Glücke anwenden darf. Tadel trifft unsern Dichter für seine Zauberinnen eben so wenig wie jenen Dichter, der in finstrer Gruft den hagern Greif bey Schätzen wachen läßt. Hätte Shakspeare etwa drey Engel erscheinen lassen, vielleicht würde er manchem prosaischen Leser nicht anstößig geschienen haben, da diese doch eben so wenig wie jene zu den Naturwesen gehören, und auch jetzt schon seltener als vor zweyhundert Jahren für etwas Wirkliches gelten. Auch Milton und Klopstock werden darum, weil bey ihnen Sünde und Tod leibhaftig auftreten, und Engel und Teufel gleich wirklichen Menschen ihr Wesen treiben, keine Stunde von der ihnen zugesprochenen Unsterblichkeit verlieren.

Diese erste Scene war halb Erscheinung, halb Traum, und gleichet einem Blicke in die Wüste der Wesen vor der noch nicht ausgebildeten Schöpfung, da zu der künftigen Welt und zu den ihr Angesicht dereinst schändenden Thaten, nur erst die Keime entsprangen. Wir werfen einen Blick in den finstern Pallast der menschenfeindlichen Genien des Schicksals, wo unser Auge über die Räder der Weltmaschine nur flüchtig streifte. Außerordentlich hat die Handlung angefangen, außerordentlich wird sie fortgesetzt werden. Wenn wir nach vollendetem Durchgehen des ganzen Drama's auf diese Scene zurücksehen, so werden wir ganz ihrer dichterischen, doch anspruchslosen Herrlichkeit inne; wir werden über die Simplicität, Wahrheit und Kraft entzückt, demüthigen uns vor der Göttermacht des unerreichbaren Genius, der diese Scene schuf, und freuen uns seiner, obgleich wir aus einer Tiefe zu ihm hinaufblicken. Ohne die Wahrnehmung der Wirkung dieser Scene durch das ganze Werk, müßte sie uns

unbedeutend, frostig, leer, wenigstens mit der Weisheit und Physik unsrer Tage verglichen, phantastisch und niedrig vorkommen. Werden wir aber den mächtigen philosophischen Geist in den Nebelgestalten des Sehers inne, so wird diese einsame, finstere, dem Menschenohre fast stumme Scene für uns prachtvoller werden, als der prachtvolle Anfang des Oedips des Sophokles, wo ein ganzes Volk voll stürmender Leidenschaften vor dem Pallaste seines Königs erscheinet. Jedes andere Ding müßte uns höchst interessant werden, wenn wir seinen Einfluß auf ein Weltganzes erkennen könnten.

Die erste Bedingung der menschlichen Handlungen liegt in der allgemeinen Natur des Weltganzen; durch diese nur sind selbige noch nicht ganz möglich; sie fangen erst mit der freyen, besondern Thätigkeit des Menschen an. Die vorläufigen Bedingungen zum Königsmorde, und allen hieraus sich entwickelnden Begebenheiten, haben wir gesehen; jetzt rücket die

Handlung fort. Die erste auftretende Person ist der König selbst, das große Opfer des Schicksals und der Bosheit; er spricht bedeutungsvolle Worte: „Welch ein blutender Mann ist das? vermuthlich wird er uns von dem neuesten Verhalt des Aufstandes Bericht geben können.“ Die Absicht des Künstlers mit diesen Worten werden wir nur erst künftig, nach der Uebersicht des ganzen Drama's verstehen. Auch hier zeigt es sich, daß ein wahres Meisterwerk uns um desto mehr Schönheiten entdecket, je mehr wir selbiges kennen. Vielleicht sind die bey dem ersten Anblicke blendendsten Stellen die unbedeutendsten, und die unscheinbarsten können die inhaltsreichsten seyn. Die höchsten Schönheiten bedürfen eines ernstlichen Studiums, und der Kenntniß ihres Zusammenhanges mit allen Theilen des Ganzen. Für jedes aufmerksame Durchlesen unsers Schauspiels müssen wir durch die Entdeckung neuer Schönheiten belohnet werden. Der König tritt hier auf in der Fülle seines Glückes; gefährliche Rebellen, und die von ih-

nen zu Hülfe gerufenen furchtbaren Feinde, waren besieget worden, und zwar von seinem ihm überaus ergebenen Verwandten und Feldherrn, dem heldenmüthigen Macbeth. Dieser, der vornehmste Handelnde, wurde schon von der dritten Hexe auf der Heide genannt. Wie glorreich erscheinet uns noch hier der künftige Königsmörder und Würgengel seines Landes; der Siegesbothe, ein Mitstreiter, erzählet, der unüberwindliche Feldherr habe sich durch die Haufen der Feinde durchgehauen, um an den Hauptrebellen, dem das Glück wie seine Buhldirne, (lockend und falsch,) lächelte, zu kommen, der niemanden die Hand freundschaftlich both, niemanden ein Lebewohl sagte; diesem wilden Streiter habe Macbeth den Kopf gespaltet, und auf den Verschanzungen aufgesteckt. . . . . Wo wird Macbeths Kopf einst aufgesteckt seyn! Noch ist Macbeth des Ausrufes seines Königs würdig: „O! tapferer Vetter! würdiger Edelmann!“ Noch immer wächst der Kriegsruhm des Helden; kaum war das eine feindliche Heer geschlagen, so

griffen die verbündeten norwegischen Armeen an, wodurch aber Macbeth und Banquo sich eben so wenig wie Adler durch Sperlinge, oder wie Löwen durch Hasen, schrecken ließen. Von diesem neuen Siege läuft noch mehr Bestätigung ein, zugleich eine Nachricht von Cawdor, einem verrätherischen Reichsfürsten, der die Norweger unterstützet hatte. Sweno, König von Norwegen, bittet um Friede, und ihm ist die Erlaubniß seine Todten zu begraben, nur gegen ein für die Insel Colmkil, (wo der Begräbnißplatz der schottischen Könige ist, und auch Duncans seyn wird!) zu erlegendes Strafgeld von zehntausend Thalern zum gemeinen Besten, bewilliget worden. Jetzt schon erhält der König Gelegenheit, seinen tapfern Retter zu belohnen; er beschenket ihn mit den Ländereyen und Würden des zum Tode verurtheilten Cawdors. „Was er verlor, hat der edle Macbeth gewonnen," sagt der König. Noch ist Macbeth unschuldig; noch schläft in ihm jeder böse Gedanke, jeder böse Entschluß; aber schon sind einige Stufen

entblößet, worauf er sich dem Abgrunde der Verbrechen nähern soll. Macbeth ist schon durch seine großen Thaten über die Linie eines Unterthans erhoben worden; seine Verdienste um den König, den er auf dem Throne befestiget hat, setzen den Monarchen unter den Feldherrn; dieser wird künftig bey den Versuchungen zum Bösen sehr eingedenk dessen seyn, er könne sich selbst wohl auf einem Throne gegen Widersacher erhalten, wie er darauf auch schon einen Andern befestiget hat.

In diesen beyden ersten Scenen hat unser Dichter, so wie es von ihm erwartet werden darf, die Principe zu seinem Kunstsysteme festgestellet. In diesem ist es eine Hauptforderung, uns die Ursachen, warum etwas geschiehet, sehen zu lassen.

Mit dem zweyten Auftritte verschwindet der König mit seinen Hofleuten, seiner königlichen Pracht und seinem Pallaste, die Herrlichkeit

der Welt zerfloß vor unsern Augen, wie eine schön gefärbte Seifenblase; dem Zuschauer blieb davon auf kurze Zeit nur das Andenken übrig. Wieder dehnet sich vor uns die wüste Heide aus; es donnert und blitzet; die drey Hexen erscheinen. Diese Herolde eines grausenvollen Schicksals, die in den ersten Auftritten noch dunkel in ihren Absichten geblieben waren, werden uns jetzt deutlicher dargestellet. Wir verstehen schon ihre Unterredung mehr; mit ihnen wandeln Bosheit, kalte Rachsucht, grausame Schadenfreude; das feste Bündniß, da wo Schaden bereitet werden soll, verbirgt sich ferner nicht vor uns. Was können wir von diesen Dienerinnen der Hölle anderes, als Böses und Unheil erwarten; sollten sie nicht für Macbeth von sehr schlimmer Bedeutung seyn! Ihre jetzigen Geschäfte sind Vorbilder künftiger Handlungen eines blutigen Wüthrichs.

Erste Hexe. Wo bist du gewesen, Schwester?

Zweyte Hexe. Ich würgte Schweine.

Dritte Hexe. Schwester, wo du?

Erste Hexe.

„Ein Schiffersweib fand ich, das saß,
Und hatte Kastanien im Schooß,
Und fraß, und schmatzt', und fraß;"

(Das im Originale: And mouncht, and mouncht, and mouncht, druckt den Sinn des trägen, gleichgültigen, thierisch verfressenen Weibes ungleich besser aus.)

„Gib mir auch, sagt' ich;
Pack dich, Hexe, pack dich,
Schrie das vollwampige Aas.
Ihr Mann ist nach Aleppo gefahren;
Allein den Weg will ich ihm sparen.
In einem Sieb', in Katzengestalt,
Doch ohne Schwanz, erreich ihn bald.
Das thu, das thu ich."

(Fester stehet ihr Vorsatz bey Shakspeare: I'll do — I'll do — and I'll do.)

Zweyte Hexe. Das thu!
Ich geb dir einen Wind dazu.

Dritte Hexe. Und ich den andern.

Erste Hexe. Ich habe selbst schon alle die andern ꝛc.“

Die Hexen waren zerstreuet gewesen, um auf mehr als einem Platze Unheil zu stiften; jetzt versammelten sie sich, ihrer Abrede gemäß, auf der Heide, um dem Macbeth zu begegnen, und größeres Unheil, das für eine zu groß ihnen dünkte, anzurichten. Schweine hat die zweyte Hexe gewürgt, sie, die bald die Veranlassung zum Menschenwürgen seyn wird; sie erscheinet uns durch dieses boshafte Morden schmutziger Thiere selbst ekelhafter. Von weit schwärzerer Seele ist die erste Hexe. Wäre ihr Unwille über die abschlägige, schimpfende Antwort des gefräßigen Matrosenweibes unmittelbar gegen dasselbe ausgebrochen, so würde er noch menschlich seyn; aber, nein, sie will sich an dem unschuldigen Manne des Weibes rächen; weit entfernt ist der Schiffer, er kann unmöglich sie beleidiget haben; sie will ihn doch um jeden Preis verfolgen, auf einem nur für sie gemachten Fahrzeuge. Hier ist ein Gegenbild

eines künftigen, heillosen Tyrannen, welcher das mißfällige Betragen eines Mannes an dessen Weibe und Hausgenossen rächen wird, doch schrecklicher als die Hexe, denn dieser wird ihr böser Wille mehr von dem Schicksale eingeschränket. Sie hat noch andere Mittel zum Schaden thun als die Herrschaft über die Winde: „Siehe, was ich habe . . . Sieh, eines Schiffers Daumen hier, dem ein Sturm sein Schiff zerstörte, als er her zur Heimath kehrte.“ In diesem Unglücklichen ahnden wir einen König, welcher, aus der Hand der Rebellen und auswärtiger Feinde errettet, an dem Orte der vermeinten größten Sicherheit den Tod findet. Auch hier ist das Hexenkostume, wie jede sich selbst überlassene Phantasie es ausmahlet, beobachtet worden. Ein Symbol der Menschenkraft ist der Daumen; in selbigen legte die sich selbst überlassene Einbildungskraft ein übernatürliches Vermögen, gewaltthätige Erscheinungen hervorzubringen. So wie der Daumen vorgewiesen worden, hören wir das herannahende Kriegsheer,

„Trommeln! Trommeln! Macbeth kommt!“ Im wilden jauchzenden Tanze fliegen die Zauberschwestern herum; bald wird die Bezauberung vollendet seyn.

Mit Pracht tritt der Held des Drama's auf; noch ist er frey von Schuld; aber die in ihm schlafende Hölle wird bald gewecket werden; bald werden die aus furchtbarer Finsterniß ungeborner Frevelthaten hervorbrechenden Kräfte auf ihn wirken. Von diesem Auftritte an, verlieren wir Macbeth nicht mehr aus den Augen; doch war er schon vorher dem Dichter und uns stets gegenwärtig; alles was geschah, bahnte ihm den Weg zu seinem finstern Ziele; er war schon für seine Zukunft thätig gewesen. Macbeth und Banquo treten auf, mit Soldaten und andern Begleitern. Macbeth. „Solch einen Tag, so häßlich und so schön zugleich, sah ich noch nie.“ Schon im ersten Auftritte sangen die Hexen: „Schön ist häßlich, häßlich schön.“ Dieser Tag ist Macbeths Triumphstag; der Feldherr erreichet

heute den höchsten Gipfel menschlicher Größe, fängt an, zu der schrecklichsten Tiefe des Verbrechens hinab zu steigen, und bereitet, mit dem ersten Gedanken, sich zum Könige zu machen, sein Verderben. Banquo. „Wie weit ist's noch nach Faris? Wer sind diese da, so eingeschrumpft und so wild in ihrem Anzuge? Sie sehn keinen Bewohnern der Erde gleich, und sind doch darauf. Lebt ihr, oder seyd ihr etwas, mit dem ein Sterblicher sich einlassen darf? rc." Noch schweigen sie, als ob selbst sie vor der Eröffnung des Abgrundes zagten, bis Macbeth, der das Böse heftig wollen wird, sie durch die gebietherische Frage zum Reden bestimmet: Redet, wenn ihr könnt: wer seyd ihr?

Erste Hexe. Heil dir, Macbeth! Heil dir, Thane von Glamis!

Zweyte Hexe. Heil dir, Macbeth! Heil dir, Thane von Cawdor!

Dritte Hexe. Heil dir, Macbeth! der einst König seyn wird!"

Die

Die Furien des Abgrundes werden mit diesen letzten Worten losgelassen; Macbeth ist verloren; der Funke der Raubsucht und des Mordes ist in sein von Natur vorbereitetes, ehrgeitziges, leicht empfängliches Herz gefallen: wo ist die Gottheit, um seine auflodernde Höllenflamme auszulöschen, da er in einer Welt lebet, wo alles in die Flamme Nahrung wirft? Sein Gefühl ist überwältiget worden; durch ein Zauberwort hat er die ganze gegenwärtige Welt verloren; sein eigenes Wesen wird ihm fremde; eine neue, aber für ihn chaotische Welt hebt sich für ihn aus der Tiefe einer gespenstervollen, schauerlichen Nacht empor; er vergißt, was er war, und weiß nicht was er seyn wird; seine Gegenwart ist ein fürchterlich süßer Traum; die Last der verheißenen Königskrone liegt erdrükkend auf ihm; die feindseligsten Gefühle, Angst und Hoffnung, der Muth des seinem Vaterlande treuen Helden, und die wilde Bangigkeit des vogelfreyen Banditen, kämpften gegen einander in ihm. Jetzt ist der Zeitpunkt, in wel-

chem sich sein vergangener mit Ehre, und sein künftiger mit Ehrlosigkeit, bezeichneter Lebenslauf zusammendrängen; diese innern Kämpfe werden durch Banquo's Rede gedeutet: „Warum bebst du so zurück, Macbeth, und scheinst dich vor Dingen zu entsetzen, die doch so schön lauten?" Ohne Banquo hätte Macbeth nur ein halber Tyrann werden können; Banquo wird ein Haupttheil der großen Maschine. Er redet die Hexen an: Im Nahmen der Wahrheit, redet! Seyd ihr Hirngespinste, oder seyd ihr wirklich das, was ihr von außen scheinet. Ihr begrüßt meinen edeln Gefährten mit nahem Glücke und großer Verkündigung edeln Besitzes und königlicher Hoffnung, die ihn ganz entzückt; und mir sagt ihr nichts. Könnt ihr in die Saat der Zeit schauen, und sagen, welches Saamenkorn wachsen wird, und welches nicht; so redet zu mir, der weder um eure Gunst bittet, noch euren Haß fürchtet.

Erste Hexe. Heil!

Zweyte Hexe. Heil!

Dritte Hexe. Heil!

Erste Hexe. Kleiner, als Macbeth, und größer.

Zweyte Hexe. Nicht so glücklich, und doch weit glücklicher.

Dritte Hexe. Du wirst Könige zeugen, wenn du gleich selbst keiner bist. Heil euch also, Macbeth und Banquo!

Erste Hexe. Banquo und Macbeth, Heil euch!

Durch diese Vorherverkündigungen mußten neue Furien die Seele Macbeths ergreifen, und sie noch mehr wider alle Natur und Menscheneinrichtung empören; jetzt gehen seine Blicke nicht mehr bloß auf sein Leben, sondern auch auf die Zukunft, auf seine Nachfolger. Sein Herz, das bisher noch für Banquo, seinen großen Waffengefährten, den Gehülfen seiner Siege, mit Freundschaft geschlagen hatte, mußte auch der Freundschaftsgefühle beraubet werden, damit er

nur in seiner Mörderwelt leben könnte. Er ist zum Raube der Leidenschaften hingegeben worden, daher ist er unersättlich, über das ihm Verkündigte Kunde einzuziehen; die Zukunft ist ihm finster, die Erwartung erschreckend, groß und immer schauerlich; er wollte gern sich selbst von der Wahrheit der Verheißungen überzeugen; er wäget die Möglichkeiten gegen einander ab. Seine Vernunft ermannet sich, und wird auf Augenblicke herrschend in ihm; er wird prüfender; er will die tiefer liegenden Gründe seiner Hoffnungen kennen, er gebietet den Hexen, ihm mehr zu entdecken: „Bleibt ihr geheimnißvollen Prophetinnen, und sagt mir mehr. . . Sagt doch, von wem habt ihr diese wunderbaren Nachrichten? Oder warum haltet ihr uns auf dieser dürren Heide durch solche prophetische Grüsse auf? Redet, ich beschwöre euch!“ Sie verschwinden; sie dulden von ihm keine Befehle; er ist zu klein für die höhern Mächte, für die allgewaltig arbeitenden Kräfte der allein herrschenden Natur, die auch Schicksal ge-

nannt werden, gegen dessen unaufhaltsamen Gang alle Mächte, aller Trotz des Menschen nichts vermögen. Die von ganz ungewohnten Gefühlen überwältigten Männer, Macbeth und Banquo, zweifeln noch immer an der Wirklichkeit der gehabten Visionen. B a n q u o: „Waren denn die Dinge wirklich hier, wovon wir reden? oder haben wir vielleicht von der Tollwurzel gegessen, welche die Vernunft gefangen nimmt?“ Am meisten zweifelt jeder an der Erfüllung des i h m Verheißenen, und glaubet leichter das, was dem Andern zugesagt worden ist. Macbeth: „Deine Kinder sollen Könige werden.“ Banquo: „Du selbst sollst König werden.“ Macbeth: „Und Thane von Cawdor dazu; war's nicht so?“ Banquo: „Wörtlich und buchstäblich so.“

Alles Folgende treibt den Macbeth zur Ausführung der durch äußere Veranlassungen in ihm erwachten bösen Gedanken, oder Rathschläge, oder, (nach der Sprache gewisser pro-

saischen Menschen, welche doch, wider ihr Wissen, sehr poetisch sprechen,) der Eingebungen des Satans. In der fünften Scene treten Rosse und Angus, zwey von dem Könige Duncan an Macbeth abgesandte Herren des Hofes auf; sie erzählen ihm, mit welchem Entzücken der König die Siegesnachricht aufgenommen hat, daß Duncan dem Macbeth noch nicht mit Handlungen, sondern nur mit Worten danke, und daß sie ihn nach Hofe begleiten sollen. Rosse ruft ihn feyerlich zum Thane von Cawdor aus. Banquo glaubt diese Bothschaft eher als Macbeth. Banquo: „Wie? Kann denn der Teufel die Wahrheit reden?" Macbeth: „Der Thane von Cawdor lebt noch, warum kleidet ihr mich in erborgeten Schmuck?" Angus erzählet ihm von dem Hochverrathe des Thane von Cawdor, daß dieser selbigen schon eingestanden hat: jetzt glaubt Macbeth. „Glamis und Thane von Cawdor! Das Größeste ist noch zurück! Dank für Eure Bemühung (Zu Banquo:) Hoffst du jetzt nicht, daß deine Kinder Könige seyn wer-

den, da die, welche mir den Thane von Cawdor gaben, ihnen nicht weniger, als dieß, verhießen?" Schon zeigt Macbeth, er sey nicht mehr mit den ihm geschehenen großen Verheißungen zufrieden, er denket sich schon die Zeit nach seinem Tode. Auch Banquo hängt fest an den stolzen Aussichten auf seine Kinder. Er bestehet darauf, dem Macbeth sey Wahres verheißen worden, und ahndet die künftigen Verbrechen Macbeths. Banquo: „Ginge das immer weiter, so möchte es dich reitzen, den Thane von Cawdor zu vergessen, und die Krone selbst zu suchen. Aber es ist doch wunderbar! und oft, um uns zu unserm Verderben zu gewinnen, sagen uns die Werkzeuge der Finsterniß Wahrheiten, bestechen uns mit unschuldigen Kleinigkeiten, um uns zu Verbrechen von den schrecklichsten Folgen zu verführen." Schon fängt Macbeth an, thätiger zu werden; er macht sich seinen Zustand deutlicher; das Verderben seiner Seele schreitet fort, er wird sophistisch. „Zwey Wahrheiten sind nun gesagt . . . diese überna=

türliche Aufforderung kann nicht böse seyn; kann nicht gut seyn. Wäre sie böse, warum hatte sie mir dadurch ein Unterpfand des glücklichen Erfolgs gegeben, daß sie mit einer Wahrheit anfängt? Ich bin Thane von Cawdor. Wäre sie gut, warum gebe ich der Versuchung Raum, vor deren schrecklichen Vorstellung sich mein Haar empor sträubt." Er fühlet schon, daß er seine künftige Königswürde nicht vom Schicksal allein, oder vom Zufalle, erwartet; er faßt schon die schrecklichsten Entschlüsse; doch der Gedanke daran, empöret sein Innerstes, und sein böser Wille wird noch gebändiget. „Dieser Gedanke, in dem der Mord nur noch Hirngespinst ist, erschüttert meine schwache Menschheit dergestalt, daß alle meine Lebenskraft in Ahndung versinket, und nichts für mich da ist, als was noch nicht ist." Auf Augenblicke kehret die ehemalige Unthätigkeit zu Verbrechen wieder. „Will das Schicksal, daß ich König sey, nun wohl, so krönt mich vielleicht das Schicksal, ohne mein Zuthun." Endlich bemerkt selbst er die Heftig-

keit seiner Gemüthsbewegungen; er will den Grund seiner Zerstreuung verbergen; Verstellung und Heucheley fängt ihr Werk in ihm an: „Vergebt mir: mein betäubtes Gehirn arbeitete vergessene Dinge hervor."

In dem folgenden Auftritte hat uns der Dichter in den Pallast des Königs versetzet, dessen Söhne, Hofleute und Trabanten um ihn sind; der Monarch erscheinet unter Pauken- und Trompetenschall, in aller königlichen Herrlichkeit. Seine erste Frage ist, ob Cawdor schon hingerichtet sey; Malcolm erzählet, von dessen Hinrichtung gehört zu haben; selbiger hätte aufrichtig seine Schuld eingestanden, und sey, mit Erflehung der Vergebung des Monarchen, und mit hoher Resignation, reuevoll gestorben. „Er starb wie ein Mann, welcher seinen Tod einstudirt hatte, um das Kostbarste, was er besaß, so gleichgültig wegzuwerfen, als ob es elende Kleinigkeit wäre." Auch dieser Cawdor war ein Mann, auf den der König sein ganzes

Vertrauen setzte: der nachfolgende Cawdor wird das Zutrauen des Königes noch schrecklicher mißbrauchen; dieser Titel ist nur unglückbringend. Mit der rührendsten Dankbarkeit empfängt der König den Macbeth und Banquo. Sehr bedeutungsvoll legt Duncan dem Banquo ein eben so großes Verdienst wie dem Macbeth bey. „Edler Banquo, du hast dich nicht weniger verdient gemacht, und es soll erkannt werden. Laß mich dich umarmen, und an mein Herz dich halten.“ Die Erklärung des Königes, er bestimme seinen Sohn Malcolm zum Thronfolger, empört den Macbeth; anfangs scheint er durch den Entschluß des Königes, nach Inverneß, dem Schlosse Macbeth's, abzugehen, beruhigt zu seyn; da ihn aber der König „Mein würdiger Cawdor!“ nennt, so ergreift ihn eine neue Wuth, auch die übrigen ihm gemachten Verheißungen erfüllt zu sehen, da ihm ein Hinderniß, die Königswürde zu erlangen, gemacht wird. „Macbeth: Prinz Cumberland! Das ist eine Stufe, auf der ich fallen, oder die ich überspringen muß; denn sie

liegt mir im Wege. Sterne, verhüllt euer Feuer! Laßt das Licht meine schwarzen und geheimen Anschläge nicht sehen! Das Auge sehe die Hand nicht, damit etwas geschehe, was das Auge sich zu sehen scheuet, wenn es geschehen ist!" Der gutmüthige König ahndet den Abgrund nicht, der ihn zu verschlingen bereit ist; er nennt den Macbeth einen wahren Helden, den er nicht satt werden kann zu loben; einen unvergleichlichen Mann.

In der nächsten Scene lernen wir den Macbeth noch näher als einen gewöhnlichen Menschen kennen, welcher weniger durch eigene genialische Gedanken und durch innere Kraft, als durch fremde Eingebungen und äußere Triebfedern außerordentlich handelt. Sein Herz ist ein Menschenherz, wie wir dasselbe vielleicht in uns allen antreffen; daher ist Shakspeare, der die wirklichen Menschen zur Materie seiner schönen Schöpfung macht, der Dichter für alle Menschenwelten, in dessen Werken sich noch in

den entferntesten Jahrhunderten die Menschen erkennen werden. Nur diejenigen, welche die allgemeingültige Humanität und Göttermacht in einem Dichter wie Schakspeare nicht ahnden, mögen ihn schelten, seine Menschen wären ursprünglich gemeine Menschen. Sie werden erst in der Verbindung mit seiner übrigen Welt wahre dichterische Wesen; die Natur macht keine ästhetische Gegenstände; diese gehen nur aus dem freyen Wesen aus. Hier zeigt sich sein Beruf zum Schöpfer, wo aus gewöhnlichen, kleinen Dingen erstaunliche Riesengestalten gebildet werden; wo auf seinen Wink aus Steinen Heldenheere, und aus einer Vogelfeder feurige Rosse und Wagen, um über die Wolken wegzufliegen, entspringen. An sich war Macbeth ein Mensch, wie wir alle Tage sind; er bedurfte einer solchen äußern Triebfeder, seines Weibes, das weit lebhafter als er empfand, heftigere Entschlüsse faßte, und die Ausführung derselben mit größerer Energie begehrte. Lady Macbeth übersah schneller die Vergangenheit und Zukunft,

und bediente sich, mit mehr Gegenwart als der Mann, der Umstände, um zum Zwecke zu gelangen; sie besaß mehr Genie, und erreichte eher ein gewisses Ziel doch war sie unvermögend, auf ein weiter entlegenes zuzugehen; für jenes allein war sie von Natur bestimmet worden, da doch gemeinere, obgleich talentvolle Menschen, durch das Betreten der Bahn des Genies, nicht allein das Ziel desselben erreichen, sondern durch künstlichen Kraftgebrauch noch weiter fortrücken. Sobald Lady Macbeth den Gipfel ihrer Bosheit betreten hatte, so stand sie still, da Macbeth noch immer fortschritt. Nachdem sie Macbeth's Brief mit stürmischer Gemüthsbewegung gelesen hat, so bricht sie aus: „Glamis bist du schon und Cawdor; und sollst noch werden was dir verheißen ist.'' Durch sie werden wir mit Macbeth's Charakter noch vertrauter: „Deine Gemüthsart ist zu voll von der Milch menschlicher Güte, um den nächsten Weg einzuschlagen. Gern möchtest du groß seyn, bist nicht ohne Ehrgeiz, aber ohne die

Bösartigkeit, die dazu gehört. Was du sehnlich wünschest, das wünschest du noch immer gewissenhaft; möchtest gern mit Unrecht gewinnen, und doch nicht falsch spielen.“ Noch hat die Lady keinen bestimmten Entschluß gefaßt, um ihren Gemahl auf den ihm geweissagten Gipfel zu bringen; sie entsetzet sich bey der Nachricht, der König komme in ihr Haus, denn jetzt wird sie sich zu dem Schrecklichsten entschließen. „Der Rabe selbst müßte heiser werden, der mir Duncans ihm tödtliche Ankunft unter mein Dach zukrähen wollte.“ Die Wuth ihrer Seele durchbricht alle Hindernisse; sie will Königinn seyn, nicht Erde und Himmel sollen sich ihr widersetzen; sie verschließt sich die Wege zum Guten durch wilde Flüche. „Kommt jetzt, ihr Geister alle, deren Geschäft es ist, Mordgedanken einzuhauchen, kommt, und entweibt mich hier! und erfüllt mich vom Wirbel bis zur Zehe durch und durch mit Grausamkeit! Macht mein Blut dick, verstopft die Zugänge des Mitleids, daß keine bittre Vorwürfe der wiederkehrenden

Natur mein gräßliches Vorhaben erschüttern, noch zwischen den Gedanken und seine Vollziehung treten! Kommt an meine weiblichen Brüste, und tauscht meine Milch mit Galle, ihr Diener des Mordes, wo ihr auch immer in unsichtbaren Gestalten das Unheil der Natur befördert! Komm dicke Nacht! und hülle dich in den schwärzesten Dampf der Hölle, damit mein scharfer Dolch die Wunde nicht sehe, die er macht, noch der Himmel durch den Vorhang der Finsterniß blicke, und Halt! Halt! rufe." Ihr Gebet, die Menschheit von ihr zu nehmen, wird nicht ganz erhört; sie bleibet doch noch ein Weib, obgleich sie, mit Heftigkeit auf die Hauptsache dringend, ihren Gemahl empfängt, und für nichts weiter, als für die Ehrsucht, Sinn hat. Zu ihrem schlimmen Weiblichen gehört auch die aushorchende Verschmitztheit, in der Frage: „Wenn geht Duncan von hier ab?" Noch hat Macbeth keinen entschiedenen Mordanschlag wider seinen König gefaßt; er antwortet noch unbefangen: „Morgen, denkt er."

Hier bricht das heftige Weib fast zu vorlaut aus: „O nimmer soll die Sonne diesen Morgen sehn!“ Die weibliche Besonnenheit kehret sogleich wieder; Macbeth muß erst zu seiner Mordrolle gebildet werden; er muß, um seinen Verwandten, Gastfreund, Wohlthäter und König zu erwürgen, ein vollkommener Heuchler seyn. Nur aus Falschen werden Meuchelmörder. Lady: „Dein Gesicht, mein Thane, ist wie ein Buch, worin man gefährliche Dinge lesen kann. Um die Zeit zu täuschen, sieh aus, wie die jetzige Zeit aussieht; trage freundliche Bewillkommung in deinen Augen, auf deiner Zunge, in deiner Hand; sieh aus, wie die unschuldige Blume, aber sey die Schlange unter ihr.“ Die Lady fühlet sich noch so sehr ihrem Gemahle an Bosheit überlegen, daß sie die Leitung des höllischen Geschäftes für die künftige Nacht ihm abnimmt.

Schon ist die Nacht eingebrochen; Duncan tritt in Macbeth's Schloß ein, in die schauerliche

liche Mörderhöhle. Mit Pompe tritt der König auf, begleitet von seinen Söhnen, von Banquo und den Großen seines Reiches, unter welchen Macduff hervorraget; Hoboen erschallen, und Fackeln beleuchten die Scene. Lieblich ist die ganze Natur; mit rührender Freundlichkeit ladet das Schloß ein, dieses (lügenhafte) Bild der Gastfreundschaft und Sicherheit. Banquo: „Dieser Gast des Sommers, die in Tempeln hausende Mauerschwalbe, beweiset durch ihre Liebe zu diesem Aufenthalte, daß der Himmel hier Wohlgeruch athmet. Ich sehe keine herborragende Friesen, keine Verzahnung, keine bequeme Winkel hier, wo dieser Vogel nicht sein hangendes Bett, die Wiege für seine Jungen gemacht hätte; und ich habe bemerkt, daß an den Orten, wo sie sich am liebsten aufhalten, die Luft allemal vorzüglich fein ist.“ Schauerlich ist für uns die Aussicht auf die hier bereiteten Gräuelthaten. So lächelt die ganze Natur, so schweiget Meer und Luft, vor dem Ausbruche des Orkans, oder des Erdbebens. Dem guten

Könige heuchelt die Natur; ihm heuchelt der Anblick seiner gewählten Herberge, in der die blutdürstigste Tücke wohnet. Zuerst erscheinet die Lady: als ob ein Weib immer die Anführerinn des Bösen seyn müßte. Dieses sollte mancher auch daher denken, weil Hexen das erste Saatkorn des Bösen ausstreuen mußten. Die Lady empfängt mit der tiefversteckteſten Heucheley den König; nicht der leichteste Argwohn konnte in seiner Seele aufsteigen. Solcher tückischen Freundlichkeit möchte nur ein Weib fähig seyn; Macbeth vermochte, hinblickend auf seine abscheulichen Vorsätze, sich nicht zu verstecken; der Dichter wagte es nicht, ihn schon mit Duncan zusammen zu bringen. Macbeth war freylich schon in sehr hohem Grade böse; er war aber noch ungeübt, noch nicht teuflisch falsch. Bevor er dieses noch nicht geworden ist, kann er kein Königsmörder, kein Mörder des offensten, zutrauensvollsten, redlichsten Mannes seyn. Macbeth unterlieget seinen äußern und innern Versuchungen noch nicht ganz; die Ueberbleibsel sei-

nes guten Wesens kämpfen in ihm; er siehet mit Ueberlegenheit in die Vergangenheit und Zukunft; seine Begierden haben ihm noch nicht all. Folgen seiner That verdunkelt; er muß erst halbrasend werden, ehe er der größte Verbrecher wird. Der Dichter vermehret unser Interesse für Duncan, den selbst sein künftiger Mörder preiset, als einen gerechten und gütigen Fürsten, durch dessen Handlungen auch nicht die kleinste Veranlassung, ihn zu ermorden, gegeben wird. Macbeth: „Dieser Duncan hat so milde regieret, hat sein großes Amt so untadelhaft verwaltet, daß seine Tugenden gleich Engeln, mit Posaunenzungen wider die tiefe Verdammniß seiner Wegraffung sprechen werden, und Mitleid, gleich einem nackten, neugebornen Kinde, auf dem Sturm herabfahrend, oder wie des Himmels Cherubim, auf den unsichtbaren Rossen der Luft herbey eilend, die schreckliche That in jedes Auge blasen wird, bis Thränen den Wind ersäufen. Ich habe keinen Sporn, der den Lauf meines Vorhabens triebe, als bloß den Ehrgeiß,

der sich selbst überspringt, und auf der andern Seite fällt." Schon schwanket Macbeth, er war wie jeder gewöhnliche Mensch, durch sich zu ohnmächtig, seinen Vorsatz auszuführen; er mußte durch äußere Kräfte bestimmet werden. Macbeth focht in der Schlacht wie ein Held, er war ein Mann; er fiel weder durch sich, noch durch die Versuchungen der Hölle; er fiel aber durch sein Weib. Macbeth: „Wir wollen nicht weiter in dieser Sache gehen." Lady: „War denn die Hoffnung trunken, die dich vorhin so entschlossen machte? Hat sie etwa seitdem geschlafen? Wie? fürchtest du dich, in That und Muth eben der zu seyn, der du in deinen Wünschen bist? Möchtest du gern das haben, was du für das größte Glück des Lebens ansiehst, und doch dich selbst für einen Feigherzigen ansehen müssen? . . . und machst du es, wie die Katze im Sprüchworte?" Die Lady dringt auf alle schwache Seiten Macbeths ein; sie benimmt ihm jede Ausflucht; selbst den Spott wendet sie gegen ihn an, kann ihn aber noch nicht überwäl-

tigen. Macbeth: „Ich bitte dich, halt ein. Das wag ich alles, was dem Manne ziemt; wer mehr wagt, der ist keiner.“ Auch diese Schutzwehr, den Gedanken an seine Heldenthaten, zerstört ihm die Wüthende; er soll erst seinen Vorsatz ausführen, dann wird sie ihn für einen Mann halten. Lady: „War denn das etwa ein Unmensch, der dich antrieb, mir dieses Vorhaben zu eröffnen? Als du es wagtest, es zu thun, da warst du ein Mann; und wärst du noch mehr, als was du warst, so würdest du um so viel mehr Mann seyn . . . Ich habe Kinder gesäugt, und weiß, wie zärtlich die Liebe zu dem Säugling ist, der meine Milch trinkt, aber ich würde, indem er mich eben liebkosend angelächelt, meine Warze aus seinem zahnlosen Munde gezogen, und ihm das Hirn ausgeschlagen haben, wenn ich es so geschworen hätte, wie du es geschworen hast.“ Macbeth war zu einem menschlich fühlenden Wesen geboren; da alle Grundsätze, alles Erworbene, alles weniger tief in seiner Natur Angelegte, ihn ver-

ließen, so blieb ihm doch die letzte Grundlage seines Wesens, der Trieb der Selbsterhaltung, übrig; auch dieser mußte in ihm zurückgewiesen werden. Macbeth: „Wenn es mißlingen sollte.“ Lady: „Mißlingen? Hefte nur deinen Muth aufs Ziel, so werden wir es nicht verfehlen. Wenn Duncan schläft . . so will ich seinen beyden Kammerherren mit Wein zusetzen . . . Wenn nun ihre ertränkten Kräfte in viehischem Schlafe, wie im Tode, begraben liegen, was können denn nicht du und ich mit dem unbewachten Duncan vornehmen? was können wir nicht alles auf seine trunkenen Leute bringen, welche die Schuld unsers großen Mordes tragen mögen.“ Jetzt fängt Macbeth an ganz zu unterliegen; auch die allgemeine Aeußerung der gesammten thierischen Natur, die Furcht vor der nicht gelungenen That ist verschwunden; er ist als ein boshaft denkendes Wesen vollendet; er geht schon weiter als die Lady. Macbeth: „Wird man nicht glauben, wenn wir diese beyden schlafenden Kämmerer mit Blut bestreichen,

und ihre eigenen Dolche gebraucht haben, daß sie die Thäter sind?" Was fehlet ihm wohl noch zum Bösewichte; er gestehet es selbst, daß er ein Heuchler seyn will. Macbeth: „Ich bin entschlossen; schon spann' ich alle meine Sehnen zu dieser furchtbaren That. Komm, laß uns unser Vorhaben unter die schönste Larve verbergen! Ein falsches Gesicht muß das verhehlen, was das falsche Herz weiß."

Bis hierher haben wir den auf seinen Sonnenhöhen wandelnden Dichter-Genius mit unsern Blicken begleitet; er wird noch höher wandeln. Immer sehen wir den Helden des Drama's; die ganze sichtbare Welt vereinigte sich in ihm; nichts war von ihr umsonst da, um ihn zu seinem erschrecklichen Ziele zu bringen; alles war natürlich. Da wir tief in das Heiligthum der Begebenheiten schauten, wir die thätigen Kräfte, wodurch Macbeth so verdorben wurde, wahrnehmen; so schien unserm, bloß an die Oberfläche der Dinge gewöhnten, Auge ein

Werk der Zauberey vor uns zu stehen. Was der kalte Geschichtschreiber nackt, dunkel, ungewiß und kalt vortragen würde, das bekleidet der Dichter mit schönen Gestalten, mit Lichte, Wahrheit und machtvollem Leben; die geheimsten Gedanken des Herzens werden, unter dem schaffenden Zepter, Dämonen. Wir haben den Streit des Gottes der Finsterniß und des Lichtes gesehen; lange blieb der Sieg unentschieden, bis der Geist der Lüge, der scheußlichste und älteste aller bösen Dämonen, sich auf die Seite Arimans schlug, und den sträubenden Macbeth bezwang.

Im Anfange des zweyten Aufzuges ist das Geräusch des Festes in Macbeth's Schlosse verstummet; das rege Gewühl erstarb; die Müden sind entschlafen; sie schleuderte keine tobende Leidenschaft aus den Armen des Schlummers; nur drey Sklaven der Ehrsucht müssen wachen; die Angst des Herzens, und die Aussicht in die finstre Zukunft, geißeln von ihnen die Erquickungen der Natur hinweg; fänden sie noch Schlaf,

so würde das Laster in ihnen ohnmächtiger werden. Das ganze Schloß ist schon dunkel; kaum schimmert noch ein Licht. Banquo tritt herein, und sein Sohn, (dem die Zauberinnen einen Thron verheißen haben,) trägt ihm eine Fackel vor. Banquo: „Wie weit ist es schon in der Nacht?“ Fleance: „Der Mond ist unter; ich habe die Glocke nicht gehört.“ Banq. Er geht um zwölf Uhr unter.“ Fl. „Ich denke, es ist später, lieber Vater.“ Wenn wir schon mit der Geschichte dieser Schreckensnacht bekannt sind, so hören wir hier lauter unglückverkündigende Worte, als ob Banquo uns fragte, wie nahe wir der Ermordung sind; Fleance antwortet, voll Unschuld, dem Vater, wie dem römischen Seher der vorbey fliegende Vogel, der zu dem Gange der Weltbegebenheiten nichts mit Bewußtseyn beytragen konnte. Banquo kennet den Lauf der Zeit besser, nach welchem er fragte; doch ahndet er kaum, welche Zeit schon vollendet sey. Die Zeit der bürgerlichen Gerechtigkeit, der edeln Verläugnung, der

Redlichkeit, der Milde des Herzens, des Gehorsams gegen die Natur, ist vergangen; alles ist unwiederbringlich verloren. Banquo fühlet nicht die Nähe einer Gefahr; er meint allein zu wachen. Er saget zu seinem Sohne: „Hier nimm meinen Degen . . . ihre Lichter sind schon alle aus. Nimm das auch hin.“ Aber, warum trat Banquo hier auf? Fast sollten wir auch ihn eines schwarzen Vorsatzes wegen in Verdacht haben; gewiß waren in dem mit dem Schwerte Bewaffneten böse Gedanken aufgestiegen, gegen die er kämpfet. Seine Worte beruhigen uns wenig: „Eine schwere Schläfrigkeit liegt wie Bley auf mir; und doch möchte ich nicht gern schlafen. Ihr wohlthätigen Mächte, entfernt die bösen Gedanken von mir, welchen die Natur im Schlafe so leicht Raum gibt.“ Er ist schüchtern, als ob er auf dem Wege zu einer Frevelthat ertappt zu werden fürchtete; er ruft, da Macbeth auftritt: „Gib mir mein Schwert! Wer ist da?“ Banquo wundert sich, daß Macbeth noch nicht zur Ruhe gegangen ist; es ge-

schieht wieder ein Angriff auf Macbeths Herz; auch jetzt ist er noch nicht ganz seinem bösen Genius überlassen; der gute Genius macht den letzten Versuch, den Sinkenden zu retten. Banq. „Wie? Macbeth noch nicht zur Ruhe? Der König ist schon zu Bette. Er war diesen Abend außerordentlich fröhlich, und hat deinen Hausbedienten große Geschenke gemacht. Diesen Diamant sendet er deiner Gemahlinn, seiner so gefälligen Wirthinn. Er ging ausnehmend vergnügt in sein Schlafgemach." Macbeth zeigt sich jetzt schon als einen unerschütterlichen Heuchler: „Weil wir nicht darauf vorbereitet waren, so mußte sich unser guter Wille dem Dienste des Mangels unterwerfen, da er sonst freye Hand gehabt hätte, geschäftig zu seyn." Banq. „Vorige Nacht träumte mir von den drey Zauberschwestern. Dir haben sie doch etwas Wahres gesagt." Mach. „Ich denke nicht mehr an sie . . . . " Banquo entfernet sich.

Macbeth schien ruhig zu seyn, aber sein Inneres war empört, bis zur Verrückung. Mac-

beth spricht zum Bedienten: Geh, sage deiner Gebieterin, wenn mein Trank fertig ist, soll sie die Glocke ziehen.“ Bald werden wir die Todesglocke hören; bald ist die That gethan. Shakspeare rechtfertiget hier die Natur des Menschen, des vernünftigen Wesens, das nur durch Verdunkelung, oder gar nur durch Abwesenheit seiner Vernunft, dahin kommen kann, Handlungen eines hungrigen, blutgierigen Raubthieres zu begehen. Nach andern Vorbereitungen hatte Macbeth jetzt eben so gut eine Heldenthat begehen können; er war durchaus nicht von der Natur, allein zum Meuchelmörder seines gerechten und liebenswürdigen Monarchen, bestimmet worden; er war nicht boshaft geboren; sein Herz hatte sich auch nicht durch Gewohnheit im Bösehandeln verhärtet. Nur die Uebung macht es möglich, daß jemand bey völligem Verstande, mit Kälte, sich zu einer Mordthat anschickt; der gewöhnliche Mensch muß hierzu in eine Art von Raserey versetzet werden. Wenn er die ganze Abscheulichkeit seines Verbrechens, bis auf die ab-

schreckenden, unhintertreiblichen Folgen, welche der ruhig Verständige schon wie gegenwärtig erblickt, zu überdenken vermag, so wird sich sein Arm wohl unwillkürlich lähmen. Macbeth: „Ist das ein Dolch, was ich da vor mir sehe, den Griff gegen meine Hand gekehrt? Komm, laß mich dich fassen! Ich habe dich nicht, und sehe dich doch immer!“ Doch Macbeth soll auch als ein freyes Wesen handeln; er kommt wieder zur Besinnung, daß ihn ein bloßes Gesicht täuscht. „Bist du nur ein Dolch der Vorstellung, ein täuschendes Geschöpf des fieberhaft erhitzten Gehirns? . . Du zeigst mir den Weg, den ich eben gehen wollte . . . Immer noch seh' ich dich; und auf deiner Klinge und deinem Handgriffe Blutstropfen, die vorhin noch nicht da waren. Es ist nichts Wirkliches; es ist der blutige Vorsatz meiner Seele, der so meine Augen täuscht.“ Er kommt zur Betrachtung seines schauerlichen Ganges; die Erde scheinet ihm seine Tritte zu hören. „Jetzt scheint auf der einen Hälfte der Welt die Natur erstorben zu

seyn . . Der gräßliche Mord, von seinem heulenden Wächter, dem Wolf aufgeweckt, geht mit diebischen, großen Schritten, . . . gleich einem Gespenste, seinem Ziel entgegen. Du sichre und feste Erde, höre meine Tritte nicht, wohin sie gehen, damit nicht selbst deine Steine mein Vorhaben ausplaudern . . ." Er hört die Glocke: „Ich gehe, und es ist gethan; die Glocke fordert mich auf. Höre sie nicht, Duncan; denn es ist eine Sterbeglocke, die dich zum Himmel oder zur Hölle ruft." Er eilet zum Morde; fürchterlich ist die Stille des Todes umher. Die Lady allein tritt auf; sie hatte ihrem Gatten alles vorbereitet. Die Eule schreyt; jetzt durchfuhr Macbeth's Dolch das Herz seines Königs.

Macbeth kommt zurück; er erwacht wie aus einem schrecklichen Traume; Angst und Entsetzen ergreifen ihn. Wir hören ihn schon draußen rufen: Wer ist da? he? Die Lady bleibt kälter; sie besorgt nur, die That sey nicht gesche-

hen. „O weh! ich fürchte, sie sind aufgewacht, und es ist nicht geschehen! Der Versuch, nicht die That, wird uns zu Grunde richten. Horch! Ich legte ihre Dolche ihm zur Hand; er mußte sie finden. Hätt' er nicht, wie er da schlief, meinem Vater gleich gesehen, ich hätt' es selbst gethan." Welche Leser von Gefühl, und mit Kenntniß des menschlichen Herzens, entzückt nicht dieser tiefe, menschliche Zug! Die Lady war bis an den Rand des schwärzesten Verbrechens gekommen; Vernunft und Natur hatten sie fast ganz verlassen; doch erhob sich noch das früheste Menschengefühl in ihr, die erste gesellige Empfindung ihrer Kindheit, das erste Erwachen zur Menschheit, die Vaterliebe. Da alle Kultur oder Kunst erstarb, so riß die Natur mit gewaltigem Arme, die in den Abgrund Sinkende zurück, damit sie doch wenigstens ein Weib bliebe, kein Teufel würde. Ein Weib mache Mordplane, führe aber selbige nicht selbst aus, sondern durch Männer. Wer hätte ferner den Anblick eines solchen weiblichen Ungeheuers er-

tragen können; nur bis zum Wollen des Königs-
mordes konnte sie kommen, nicht aber weiter;
nur bis zum Hinlegen der Dolche durfte der böse
Genius sie führen. Jetzt hat sie das Maaß ih-
rer Verbrechen erfüllt; nur gewöhnliche Heuche-
ley wendet sie zum Verbergen derselben an; kaum
können wir argwöhnen, sie werde noch künftig
ihren Gemahl zu Mordthaten entflammen: die-
ser ist schon vor ihr voraus, seine Hand hat den
Mord vollendet, er gehet unaufhaltsam auf sei-
ner blutigen Bahn fort; weit hinter ihm bleibt
die ehemalige Aufführerinn. Bey dem Folgenden
dieser Scene möchte wohl jede Erklärung vor der
Herrlichkeit des Dichters verstummen. Welcher
Gewaltige hat je ein solches Gemählde des Men-
schenherzens der erstaunten Kritik hingestellet!
Macbeth ist in einem Zustande einer träumeri-
schen Erinnerung seines wirklichen Lebens; die
Gewissensangst reißt ihn bis zu einer Verrückung
fort. Wäre es genug, hier den Dichter zu lo-
ben! Nicht bloße Verehrung des unerreichten
Genius, fast dürfte man sagen Ehrfurcht,
hat

hat die für poetisches Leben organisirten Herzen ergriffen. Höher hat die Inspiration, (wenn der Gebrauch dieses Wortes den Profanen vergönnet würde,) kaum einen andern Dichter erhoben. Der begeisterte Bürger sagt von diesem Schauspiele, es ließe sich fast unbedingt behaupten, „daß es voll solcher Schönheiten sey, die alles übertreffen, was der menschliche Geist in dieser Art je hervorgebracht hat, je hervorbringen wird . . . . . es kriecht mein Genius, auch in seinen glücklichsten, licht- und kraftvollesten, göttlichsten Weihestunden, so tief unter der Hoheit und Großmacht jener Scenen, vor und nach der That, im zweyten Aufzuge, als mein Leib unter der Sonne unsers Weltsystems.“ Bürger gedenkt der Stunden, da er sich mit einer Art andächtiges Entzückens des größten Dichtergenius freute, der je gewesen ist, und seyn wird.

„Da ist Macbeth: Ich habe die That gethan! Hörtest du kein Geräusch?“ Welch ein

Ausdruck des bösen Gewissens, das selbst in der kalt boshaften und besonnenen Lady sich zu regen anfängt! Lady: „Ich hörte die Eule schreyn, und die Heimchen zirpen. Sagtest du was?" Macbeth „Wenn?" Lady: „Eben jetzt." Mach. „Als ich herunter kam?" Lad. „Ja." Mach. „Horch! Wer liegt im zweyten Zimmer? . . ." Mit einer, jedes moralische Gefühl in sich mordenden, Kälte sagt sie zu Macbeth, der seine blutigen Hände ansieht, und selbige einen traurigen Anblick nennet: „Ein alberner Gedanke, das einen traurigen Anblick zu nennen!" Doch auch ihr Gemüth ist wild empört, so sehr sie sich selbst beherrschet; auch sie stand auf dem Punkte ihre Besinnung zu verlieren, da sie ihrem Gemahle, dem Scheine nach, sehr gelassen antwortet. Mach. „Der eine lachte im Schlafe, und der Andere schrie: Mord! so, daß einer den Andern aufweckte. Ich stand und hörte ihnen zu; aber sie verrichteten ihr Gebet und schliefen wieder ein." Lad. „Es sind dort zwey in einem Zimmer." Mach. „Der Eine

rief: Gott helf uns! und Amen der Andere; als ob sie mich mit diesen Henkershänden gesehen hätten, auf ihre Furcht horchend. Ich konnte nicht Amen sagen, als sie sagten: Gott helf uns!" Lad. „Grüble nicht so darüber!" Macb. „Aber warum konnte ich nicht Amen sagen? Ich bedurfte doch der Hülfe Gottes am meisten; aber das Amen stockte mir in der Kehle." Lad. „Man muß über dergleichen Dinge nicht so lange nachsinnen; das würd' uns rasend machen." Bald sammelt sie sich wieder, denn wirklich war ihre Seele nicht so tief wie Macbeth's Seele verwundet; die Lady hatte zwar den Mord gewollt, doch Macbeth hatte ihn ausgeführet. Wie wenig verstehet man die Kunst, sich in Macbeth's Lage hinein zu denken, wenn man seine Rede über den Schlaf für unnatürlich erklärt. War Macbeth nicht in einer halben Geistesabwesenheit? Jedes in ihm aufsteigende Bild, bey seiner gräßlichen That, reißt ihn mit sich fort. Macb. „Mich dünkt, ich hörte eine Stimme rufen: Schlaft nicht länger! Macbeth

ermordet den Schlaf; den unschuldigen Schlaf! rc.
Schon theilt die Lady weniger die Angst ihres
Gemahls. Lad. „Was soll das Alles?" Macb.
„Es rief noch immer im ganzen Hause; Schlaf
nicht mehr! Glamis hat den Schlaf ermordet!
und dafür wird Cawdor nicht mehr schlafen;
Macbeth wird nicht mehr schlafen." Jetzt wird
die Lady wieder ganz Meisterinn ihrer Gefühle:
„Wer war's denn, der so rief? O! mein wür-
diger Thane, du entnervst deine edle Stärke,
wenn du mit so krankem Gehirne über alles grü-
belst rc." Sie macht die zum Zwecke dienenden
Anstalten, sie selbst trägt die fremden Dolche, die
Macbeth herausgebracht hat, aber nicht Muth
hat, zurück zu tragen, in das Zimmer des Er-
mordeten; sie ist wieder ganz das eherne Weib:
„Schwache Seele! Gib mir die Dolche. Schla-
fende und Todte sind bloße Gemählde; nur das
Auge der Kindheit fürchtet sich vor einem gemahl-
ten Teufel. Blutet er, so will ich die Gesichte
der Kämmerer damit bestreichen: denn sie müssen
für die Thäter angesehen werden." Das drin-

nen gehörte Klopfen, gleich der Stimme der na- henden Rache, erschüttert in der schauerlichen Stille der Nacht den Macbeth mit neuem Ent- setzen. Macb. „Woher dieses Klopfen? Wie ist es mit mir, daß jedes Geräusch mir Schrek- ken einjagt? Was sind das für Hände? Ha! sie reißen mir die Augen aus! Kann des großen Neptuns ganzer Ocean, dieß Blut von meiner Hand wegwaschen? Nein! . . . .“ Wie gelas- sen erscheint die zurückkommende Lady: „Meine Hände haben die Farbe der deinigen; aber ich schäme mich, daß mein Herz so weiß ist. Ich höre ein Pochen an die Thüre nach Süden. Ja, von Süden her kommt künftig der Rächer; die strafende Natur ist aufgestanden, nie wird sie mehr mit ihren Peinigungen rasten. Macbeth! der Rächer Macduff klopft schon an die Pforte; er ist der Erste, der dir, dem Mörder, erscheint; er wird einst das Blut deines Königs und Vol- kes von dir fordern; Macduff ist das letzte Men- schenantlitz, das du sehen wirst.

Nicht in allen Ausgaben Shakspeare's finden wir die sehr niedrig komische Scene, das höchst sonderbare Intermezzo, die Unterredung Macduffs mit dem Pförtner, einem ausgemachten Possenreißer. Es ist nicht mein Beruf, zu untersuchen, wie der große Dichter einer solchen Verwilderung fähig gewesen sey, und ob er diesen Auftritt, wenn derselbe wirklich sein Werk ist, nicht hat vertilgt wissen wollen. Nähmen wir an, diese Scene sey gewiß von Shakspeare, so möchte auch sie eine Folge des Glaubens seyn, der Dichter müsse die Natur nachahmen. Wer läugnet es, daß zwischen den schrecklichsten und erschütterndsten Begebenheiten, sich Possen eindrängen, und daß in dem Augenblicke, da der Jammer die bittersten Thränen auspreßt, oft Gelegenheit zum wildesten Gelächter gegeben wird! Die ganze Welt ist voll Materie zum Spaße, wo der Schalksnarr sich in seinem ganzen Muthwillen zeigen kann. In der Welt herrsche dieses widersprechende Gewühl, da kämpfe das Pathos mit dem Burlesken, bis für den

Blick des vertrauten Zöglings der Natur und Kunst, alle Gegenstände neutral geworden sind, nichts zum Weinen, nichts zum Lachen, mehr für ihn übrig bleibt: aber das Kunstwerk ist eine idealische Welt, in der jede Wirkung von dem Dichter berechnet worden ist, wo dem Zufalle, ob wir weinen, oder lachen, ob wir ernsthaft oder muthwillig seyn sollen, durchaus keine Herrschaft eingeräumt wird. Eine komische Unterbrechung tragischer Handlungen mag in der Natur täglich vorkommen, und ist doch im Schauspiele nicht zu dulden, wenn durch diese Einmischung die Einheit des Ganzen, der Zweck des Werkes, unmöglich gemacht wird. Kein Werk vermag, wenn es ja noch der Beyspiele großer Muster bedürfte, uns mehr als Macbeth zu überzeugen, das Wesen der Kunst bestehe nicht in der Nachahmung der Natur: man gedenke nur der Hexenscenen, und aller der hochdichterischen Begebenheiten, die noch folgen werden; hierzu hat die Natur nur die Elemente, nur die Buchstaben zu einer schönen Rede, gegeben. Dieser

possenhafte Auftritt ist daher mit Rechte schon von einigen Herausgebern des Shakspeare's fortgelassen worden; und es hätte auch wohl Shakspeare selbst, nachdem er sich hierüber reiflicher zu besinnen angefangen, da er hier keine privatgültige Gemüthserhohlung bereiten durfte, selbigen ausgestrichen.

Macbeth ist schon in vollkommener Fassung, in der jeder Verbrecher seyn muß, wenn er die Früchte seiner Frevelthat in Sicherheit genießen soll. Macduff. „Ist der König schon bey der Hand, edler Thane?" Mac b. „Noch nicht." Macduff. „Er befahl mir, ich sollt' ihn frühzeitig wecken; ich habe die Stunde beynahe schon verfehlt." Mac b. „Ich will Euch zu ihm führen." Da Lenox von den Schrecken der vergangenen Nacht spricht, antwortet Macbeth, der doch weiß, es werden in dem nächsten Augenblicke alle im wildesten Aufruhre über den Mord des Königs seyn, ganz gelassen: „Es war eine ungestüme Nacht." Macduff kommt voll Ent-

setzen aus dem Zimmer des Königs zurück; er hat die Sprache, wie es einem schwächern Manne wohl widerfahren wäre, nicht verlohren: „O! Grausen! Grausen! Grausen! keine Zunge, kein Herz kann dich fassen noch aussprechen!" Macbeth fragt eben so ruhig wie Lenox: Was gibt's denn? Macduff redet in Figuren: „Der Frevel hat sein Meisterwerk gemacht; der kirchenräuberische Mord hat des Herrn geweihten Tempel erbrochen, und das Leben aus dem Gebäude herausgestohlen . . . erstarrt vor dem Anblicke einer neuen Gorgone . . . Wacht auf! . . . Schüttelt diesen flaumenweichen Schlaf von euch, des Todes Bild, und seht den Tod selbst! Malcolm! Banquo! wie aus euern Gräbern steht auf, und schreitet wie Geister daher, die entsetzliche Scene anzuschauen." Ist diese Sprache wohl schicklich? Im heftigsten Affekte in solchen Bildern zu reden? Scheint es nicht, hier spräche kein Macduff, sondern ein kalter Mimiker? Fast wäre es parteyisch, keine Stelle in diesem Werke Shakspeare's mißbilligen zu lassen, als ob selbiges

ein im Feuer gereinigtes Gold seyn müßte. Sollte wohl Shakspeare seinen Macduff unnatürlich reden lassen? Dieser redete eine ehemals gewöhnliche Hofsprache; er selbst war ganz an diese Sprache gewöhnt; da er keiner Anstrengung bedurfte, sich ihrer zu bedienen, so war sie ihm völlig natürlich geworden, daß selbst der heftigste Affekt ihn zu keinem andern Ausdrucke zwingen konnte. Dazu war Macduff ein Held, der auch im Sturme der Gefühle seine innere Ruhe behauptete, und fähig blieb, seine tägliche Sprache zu reden. Die Sturmglocke wird geschlagen. Die Lady, da man zu ihr vom Morde des Königs spricht, scheint natürlicher als ihr Gemahl die Erschrockene zu spielen; sie fragt: Was? in unserm Hause? Macbeth kommt aus dem Zimmer des Königs zurück, wo er in erheuchelter Wuth die beyden Kämmerlinge des Königs erstochen hat; er spricht im Anfange vollkommen falsch, und doch so wahr: O! wäre ich nur eine Stunde vor diesem Unfalle gestorben, so hätt' ich glücklich gelebt! Denn von diesem

Augenblicke an ist nichts Schätzbares mehr in der Sterblichkeit; alles ist Kindertand; Ehre und Tugend sind todt; der Wein des Lebens ist abgezogen, und dieses Gewölbe kann nur noch mit den bloßen Hefen prahlen." Diese letzten Ausdrücke sind hier durchaus nicht zu vertheidigen; und wollte man auch das Urtheil über den in Bildern redenden Macduff gelten lassen: Macbeths Metapher ist höchstens nur einem schmutzigen Säufer nicht ekelhaft, und wird an diesem Orte ganz unschicklich. Mit edler Besonnenheit fragt Malcolm, da er von der Ermordung seines Vaters hört, die ihm von Macbeth mit Umschweifen, von Macduff gerade heraus angekündiget wird: „Von wem?" Macbeth heuchelt Reue, daß er in der ersten Wuth die Kämmerlinge ermordet hat; Macduff fragt ihn bedeutend: „Warum thatst du das?" Ihn allein, den Rächer, mußte Shakspeare diese Frage thun lassen. Auch hier schon sehen wir die Wahrheit des Spruches: Blut will Blut haben; Macbeth beschreitet die Blutbahn, wie alle öffentliche Mör-

der der Geschichte; jeder Mord fordert zwey, drey, unendlich viele Morde; die Gelegenheit und Lust zu würgen wächst in großen Progressionen. Die Lady spielt eine stumme Rolle; sie scheint in Ohnmacht zu fallen, doch niemand achtet viel auf sie. Die Söhne Duncans allein errathen den Mörder, sie bleiben kalt und vorsichtig; sie wissen, daß sie in einer blutbefleckten Höhle sind, wo sie den Herrn derselben vor sich sehen; sie entfernen sich, ohne Abschied zu nehmen, aus diesem Schlosse, geben dem Macbeth Gelegenheit sie verdächtig zu machen, und bahnen ihm dadurch den Weg zum Throne.

Außer dem Schlosse hatte die Natur mit der wildesten Empörung der Elemente, und mit beyspiellosen Handlungen der Thiere, die höllischen Handlungen der Menschen gefeyert. Noch zur Zeit des Tages herrschet dicke Finsterniß. Selbst der edle Macduff vermuthet noch nicht den Thäter: „Macbeth ist schon zum Könige ernannt, und zur Krönung nach Scone abgegangen.“

Wer in diesem Aufzuge die glänzendste Dichtergröße erblicket hatte; wer von selbiger in seinem Innersten erschüttert wurde, und die veredelten Gefühle auf immer bewahret und liebt, der könnte die folgenden Auftritte vielleicht matt finden, wenn ihn nicht sein Interesse wider Macbeth fest hielte, und andre überraschende Schönheiten ihn bezauberten. Man spricht so viel von poetischer Gerechtigkeit: sie ist in der menschlichen Natur, in der Rechtsbegierde, nur nicht in der Rachbegierde, gegründet; sie gehört zu den Ueberredungsmitteln, wodurch wir uns das Böse handeln, dessen Folge unausbleibliches Verderben ist, verleiden. Sähen wir den Macbeth ferner nicht mehr, so könnten wir wohl meynen, er sey sogar glücklich geworden, wenigstens würden wir seine Bestrafung nur vermuthen dürfen; es bleibe ein Stachel in unsern Herzen zurück, ein Gram, eine Unlust, ein unwilliges Zurücksehen auf das Geschehene. Wir fordern ein Ganzes, eine Entscheidung; Macbeth muß uns nicht zu den alltäglichen, beglückten Mördern hinab-

sinken; wir müssen noch die Folgen seiner Frevelthat sehen; er muß sich noch mehr vor unsern Augen entwickeln; die Natur muß den so sehr verwirrten Knoten lösen. Schiene es uns auch, der Dichter vermöge in den folgenden Scenen uns nicht mehr so gewaltig fortzureißen, so schwebet er doch noch immer wie ein Seraph über uns, trägt uns in bezauberte Welten hinauf, wie sie vor ihm kein Dichter herrlicher erschaffen hat. In diesem zweyten Auftritte empfingen wir den Beweis, was die bloße Menschendarstellung über den Menschen vermag; der Dichter deckte uns Menschenherzen auf, und beherrschte unser Herz mit unwiderstehlicher Gewalt.

Im dritten Aufzuge erscheint Macbeth als König; was ihm verheißen worden, ist in Erfüllung gegangen; aber er ist hiermit noch nicht zufrieden, er will mehr haben, als ihm das Schicksal zugesagt hat; er will selbigem gebieten, sich zu widersprechen. Er gehört zu den fürchterlichsten Tyrannen, welche noch über das

Leben hinaus herrschen wollen. Meisterhaft ist seine Verstellung gewesen; selbst der scharfsehende Banquo kann nur Argwohn gegen ihn haben. Banquo: „Du hast es also! Glamis, Cawdor, König, Alles was dir die Zauberinnen versprochen haben! Ich fürchte sehr, du kamst auf keine gute Art dazu rc.“ Banquos Verderben ist schon beschlossen worden; auch er, einer der größten Herren des Reiches, muß fallen; in seiner Ermordung muß die Tyranney noch wüthender werden. Banquo ist durchaus nicht mehr im Stande, in Macbeth's Seele zu lesen; dieser verbirgt seinen Mordanschlag unter scheinbarer Freymüthigkeit, wodurch Banquo ganz sicher gemacht wird. Groß ist der Zug des Dichters, daß er dem Tyrannen keinen Vertrauten gibt; selbst die Lady erfährt nichts von seinen Anschlägen; sie hört nur von dem Geschehenen; er bedarf keiner Rathgeber mehr. Er ist durch seinen Meuchelmord groß geworden; jetzt dingt er schon Meuchelmörder, damit er, wider den Willen des Schicksals, noch nach seinem Tode,

in seinen Kindern, (und er hat doch keine Kinder!) herrschen möge. Ihm sollen die Zauberinnen Wahrheit, Andern aber Lügen verkündiget haben, und doch will er es erzwingen, daß sie auch ihm Lügen sagten; nur er, und kein Anderer, soll durch ihren Ausspruch groß geworden seyn. Der Tyrann ist zugleich feige geworden; er zittert nicht bloß vor dem Gedanken, daß auf seinem geraubten Throne Banquo's Nachkommen sitzen sollen; er fürchtet selbst den hohen Geist derselben. Macbeth: „Unsre Furcht vor Banquo hat tiefen Grund; es herrschet ein Etwas in seiner königlichen Seele, das gefürchtet werden will. Sein Muth reicht weit; und bey dieser unerschrockenen Stählung seines Gemüthes besitzet er eine Klugheit, die seinen Muth regiert, und seinen Unternehmungen Sicherheit gibt. Er ist der Einzige, dessen Daseyn ich fürchte. In seiner Gegenwart allein wird mein Geist gedämpft . . . Er schmähte auf die Zauberschwestern . . und hieß sie zu ihm reden; und dann grüßten sie ihn prophetisch den Vater einer

Reihe

Reihe von Königen. Auf mein Haupt setzten sie eine unfruchtbare Krone . . Soll das geschehen, so habe ich für Banquo's Nachkömmlinge meine Seele befleckt, für sie den huldreichen Duncan ermordet, allein für sie bittern Wermuth in den Kelch meiner Ruhe gemischt, und mein unvergängliches Kleinod dem allgemeinen Feinde der Menschheit verkauft, um sie zu Königen zu machen; die Nachkommen Banquo's zu Königen! Eh das geschehen soll, eher tritt du, Schicksal, mit mir auf den Kampfplatz, und laß uns bis aufs Blut fechten!" Der Tyrann verliert die Vorsichtigkeit nie; er will, daß die von ihm gedungenen Mörder nicht bloß auf seinen Befehl, oder für sein Geld, den Banquo ermorden, sondern es richtet Macbeth, um ganz sicher zu gehen, es so ein, daß sie auch aus Selbstrache ihn erwürgen. Macbeth: „Seyd ihr sogar fromm, daß ihr für diesen guten Mann und seine Nachkommen beten könnt, dessen schwere Hand euch zum Grabe niedergebeugt, und die Eurigen auf ewig zu

Bettlern gemacht hat?" Arglistig erbittert Macbeth, von dem doch alles Elend über Schottland gekommen ist, die Mörder noch mehr; die Verachtung, welche in der That nur Er über sie ausschüttet, sehen sie an, als käme sie von Banquo. Allenthalben ist Macbeth ein schändlicher Lügner; er sagt, Banquo sey sein, wie des ganzen Landes Feind, „und das mit so blutdürstiger. Feindseligkeit, daß eine jede Minute, die sein Daseyn verlängert, das meinige in Gefahr setzt. Und hätt' ich auch Macht genug, ihn mit offener Gewalt aus meinem Angesichte zu vertilgen, so darf ich es, um gewisser Freunde willen, nicht thun, die auch die seinigen sind, und deren Zuneigung ich nicht gern verlieren möchte. Ich muß den Fall dessen beweinen, den ich selbst zu Boden schlug; und darum wend' ich mich an euern Beystand, um die Sache aus mehrern wichtigen Gründen, vor den Augen der Welt zu verbergen." Banquo's Sohn befiehlt er, nur gleichsam nebenbey, zu ermorden, obgleich die Hinwegräumung des Sohnes ihm

wohl so wichtig wie die des Vaters ist. Die Mörder gehen ab. Reue und Angst verfolgen ihn, für seine Verbrechen, obgleich er dafür keine menschliche Strafen fürchten darf. Seine Gemahlinn, die von Natur härter ist, fühlet weniger Angst; theils überläßt sie die Sorge für Sicherheit und Zukunft ihrem Gemahle; theils hat ihr Bosheitsleben mehr im Wollen als im Vollbringen bestanden; sie versucht es, ihn zu trösten: „Du quälst dich mit Gedanken, die mit denen, an die sie denken, gestorben seyn sollten? Dinge, die nicht zu ändern sind, sollte man nicht achten; was geschehen ist, ist geschehen.“ Macbeth: „Wir haben die Schlange zerstückt, nicht getödtet! Sie wird wieder zusammenwachsen, und aufs neue Schlange seyn: indeß unsre armselige Bosheit der Gefahr ihres vorigen Zahnes ausgesetzet bleibt. Aber . . . eher mögen beyde Welten vergehen, ehe wir unser Brot in Furcht essen, und in der Beklemmung jener schrecklichen Träume schlafen wollen, die uns die Nacht über erschüttern. Besser bey

den Todten seyn, die wir, um uns Platz zu machen, zur Ruhe geschickt haben, als auf dieser Folter der Seele in rastloser Pein liegen. Duncan ist in seinem Grabe; auf das unruhvolle Fieber des Lebens schläft er wohl; Verrätherey hat an ihm ihr Aeußerstes gethan; . . . nichts kann ihn mehr treffen." Keine Ruhe kommt mehr in Macbeth's Seele; sein Mißtrauen erstrecket sich schon bis auf die Lady; er macht sie nicht mehr zur Vertrauten seiner Unternehmungen, sie scheinet schon ganz unthätig zu seyn; sie macht ferner keine boshaften Entwürfe; nur einzelne Mordgedanken mögen in ihr noch aufsteigen. Macbeth ist schüchtern; er setzet weder auf sich, noch auf Andere, Zutrauen; er glaubt immer noch nicht sicher genug zu gehen; zwey entschlossene Mörder dünken ihm, für Banquo und dessen Sohn, nicht hinlänglich zu seyn; er hat noch einen dritten Mörder den ersten beygesellet. Banquo schien zweyen überlegen, oder doch gewachsen zu seyn. Die Mörder lauern auf den unbesorgten Helden; auch

hier trauert der Himmel über den nahen Fall eines königlichen Mannes. „Banquo: „Es gibt Regen auf die Nacht.“ Mörder: „Laßt ihn nur fallen.“ Umsonst daß Macbeth mächtiger als das Schicksal seyn wollte, daß er selbiges wenigstens überraschen oder betrügen wollte: Banquo's Nachkommen werden doch auf dem Throne Schottlands sitzen, denn das Schicksal hat es voraus verkündigen lassen. Macbeth wollte die Unveränderlichkeit verändern; aber es gelang ihm nicht. Wie wahr, in dem Charakter des Helden! des von tödtlichen Wunden durchborten Banquos; mit Geistesgegenwart siehet er die Ursache seiner Ermordung; sterbend denket er noch an den Tyrannen. Dieser hat seine Schandthat, da Fleance entkommen ist, fast ganz umsonst begangen. Der Dichter führet die Scene des Meuchelmordes vor uns schnell vorüber, und versetzet uns gleich in Macbeth's Pallast, zu einem den Großen des Reiches gegebenen Feste. Macbeth empfängt seine Gäste mit scheinbarer Herzlich-

keit. Macbeth: „Ich selbst werde mich unter die Gesellschaft mischen, und den dienstfertigen Wirth machen . . . hier will ich mich in die Mitte setzen. Ueberlaßt euch ganz der Fröhlichkeit; wir wollen sogleich den Becher rund um die Tafel gehen lassen.“ Banquo's Mörder steht schon an der Thüre des Speisesaales. Macbeth: „Auf deinem Gesichte ist Blut.“ Mörder: „So ist es Banquo's.“ Macb. „Besser, daß es draußen an dir ist . . . Ist er geliefert?“ Mörd. „Die Gurgel ist ihm abgeschnitten; den Dienst that ich ihm.“ Macb. „Du bist der Beste unter allen Gurgelschneidern; doch auch der ist gut, der Fleance'n eben diesen Dienst that. Thatst du das, so hast du deines Gleichen nicht.“ Mörd. „Gnädiger König, Fleance ist entronnen.“ Macbeth wird bey dieser Nachricht von Schrecken ergriffen; der von ihm verabscheute Nachfolger lebt; Mißtrauen und Neid gegen den Furchtbaren, und wilder Kummer über das Fehlschlagen der süßesten Hoffnung, martern den Wüthrich. Mac-

beth. „So kommt mein Fieber wieder; sonst wäre ich völlig gesund gewesen, ganz wie der Marmor, gegründet wie ein Fels, unumschränkt und allherrschend, wie die uns umgebende Luft; aber nun bin ich eingeschlossen, angebunden, beklemmt, und meinen ängstlichen Zweifeln und Besorgnissen aufs neue zur Beute — — Aber Banquo ist doch sicher? . . Ja, mein gnädigster Herr, ganz sicher liegt er in einem Graben mit zwanzig tiefen Wunden in seinem Kopfe, wovon die kleinste schon tödtlich war.“ Macb. „Dafür dank ich dir — — dort liegt also die ausgewachsene Schlange. Der Wurm, der entflohen ist, hat die Fähigkeit, mit der Zeit Gift zu zeugen, aber für jetzt noch keine Zähne.“ Die Lady fordert ihren Gemahl auf, daß er sich zu Tische setze; aber Banquo's Geist, der allein dem Macbeth sichtbar seyn soll, setzet sich auf den Platz desselben, den für seine tückische Heucheley fürchterliche Strafe schnell verfolgen soll. Macbeth: „Hier hätten wir nun die Zierden unsers Vater-

landes beysammen, wenn unser verdienstvoller Banquo auch da wäre. Ich wünsche nur, daß ich Ursache haben möge, ihm Mangel an Gefälligkeit vorzuwerfen, und nicht, ihn wegen eines Unfalls zu bedauern!" Rosse. „Gefällt es Eurer Majestät nicht, uns mit Eurer königlichen Gesellschaft zu beglücken?" Macb. „Die Tafel ist voll!" Nur Macbeth siehet die Erscheinung; er bildet sich aber ein, sie werde auch von allen gesehen. Diese sind nicht gleich uns, die wir den Geist erblicken, Zuschauer; sie sind nicht so wie wir mit Macbeths Innern vertraut; ihnen muß die Erscheinung unsichtbar bleiben. Macb. „Wer von euch hat das gethan?" Anfangs scheint Macbeth den Geist nicht erkannt zu haben, und nur zu bemerken, daß kein Platz mehr offen sey; doch bald siehet er, was eigentlich auf seinem Stuhle sitzt. Der Ausruf: Wer von euch hat das gethan? ist ein erstaunlicher Zug der Charakterzeichnung eines Tyrannen, der, wie durch Instinkt getrieben, die Schuld von sich abwälzen, und irgend einen Andern zu

Banquo's Mörder machen will. Macbeth's ganzes Wesen ist Lügenhaftigkeit geworden. Macbeth spricht zu dem Gespenste: „Du kannst nicht sagen, daß ich es that. Schüttle deine blutigen Locken nicht so gegen mich!“ Die Erscheinung redet ihn nicht an; er siehet nur ihre Bewegungen; er würde zu viel verrückt seyn, wenn er sie auch reden hörte; er könnte dann keine Person der Schaubühne, sondern des Tollhauses seyn. Die ganze Gesellschaft erstaunt über den Ausdruck des Entsetzens Macbeth's. Lady. „Bleibt sitzen, lieben Freunde; mein Gemahl ist oft so, und war so von Jugend auf . . . Wenn ihr viel auf ihn achtet, so macht ihr ihn böse, und verlängert dadurch sein Uebel.“ Sie faßt ihn wieder bey seinem Stolze: „Bist du ein Mann?“ Er will nicht furchtsam heißen, das nicht scheinen, was er doch wirklich ist; er will sich selbst belügen. Macb. „Ja, und noch dazu ein herzhafter, weil ich den Muth habe, das anzuschauen, wovor der Teufel erblassen würde.“ Lady. „Das ist wieder die

Mahlerey deiner Furcht; das ist jener Dolch, der dich, wie du sagtest, zu Duncan leitete . . Dieses Schaudern wäre sehr gut bey einem Weibermährchen am Kaminfeuer angebracht, wofür die Großmutter Gewähr leistet! Schäme dich! Was machst du für Gesichter? Am Ende siehst du doch nichts weiter als einen Stuhl." Jetzt hat Macbeth kein anderes Gefühl, als das Entsetzen; nur wenige Laute hat er für die Lady; plötzlich wendet er sich wieder an die fürchterliche Erscheinung; als ob er durch Worte sich seiner Angst erwehren wollte: „Was geht's mich an? Kannst du winken, so sprich auch! Müssen Beinhäuser und Gräber die Begrabenen wieder zurück senden, so sollen künftig die Magen der Geier unsre Gräber seyn." Der Geist verschwindet, und Macbeth erwacht aus seiner angstvollen Träumerey; er suchet sich durch die vielen vor ihm verübten Mordthaten zu trösten, als ob es jetzt eben so arg wie ehemals zugehen müßte; doch gleich siehet er wieder auf den Unterschied der Zeiten, da jetzt die Todten

wieder kommen. Macb. „Blut war von jeher vergossen worden, schon in jenen alten Zeiten, ehe noch menschliche Satzungen den friedlichen Staat säuberten; freylich, und auch nachher sind Mordthaten verübt, zu schauderhaft für ein menschlich Ohr. Sonst, wenn einem das Hirn ausgeschlagen war, starb er, und dann war's vorbey; aber jetzt steigen sie mit zwanzig tödtlichen Wunden am Schädel wieder hervor, und vertreiben uns von unsern Stühlen. Das ist noch weit seltsamer, als solch ein Mord." Jetzt ist Macbeth wieder ganz zu sich selbst gekommen; er sucht sich bey seinen Gästen durchzulügen; jetzt merket er, nur für ihn sey Banquos Erscheinung gewesen; der verstockte Heuchler ladet noch Ein Mal den Gemordeten ein. Macb. „Ich trinke auf das Wohl der ganzen Tafel, und unsers theuern Freundes Banquo, den wir vermissen. Ich wollt', er wäre hier! Auf seine und Aller Gesundheit!" Der Geist kommt wieder, zur Strafe des verruchten Heuchlers, den gewiß, schon bey der Einladung des von ihm Ermordeten, die Angst

des Gewissens ergriffen hatte. Macb. „Hinweg aus meinen Augen! Laß die Erde dich verbergen! Deine Knochen sind marklos, dein Blut ist kalt; du hast keine Sehkraft in diesen Augen, womit du mich anstarrst!“ Macbeth tobt gegen den schrecklichen Schatten und ermuntert sich gleichsam aus dem angstvollen Traume. Der Geist verschwindet; Macbeth bildet sich ein, selbiger habe auch Andern außer ihm sichtbar seyn können. Verwundert sagt er zur Lady: „Du machst, daß ich mich und meinen Muth nicht mehr kenne, wenn ich denke, daß du dergleichen Erscheinungen anschaun, und die natürliche Rubinfarbe deiner Wangen behalten kannst, wenn Furcht die meinigen bleicht.“ Jetzt merkt die Lady schon deutlicher, was in ihres Gemahls Seele vorgeht; sie entfernet alle Zeugen: Ich bitte, redet nicht, (sagt sie zu den Gästen,) Fragen machen ihn vollends verrückt.“ Macbeth hält sein Geheimniß bereits für verrathen, er fürchtet die Folgen; er wird zu immer größerer Mördermuth entflammet. Er faßt neue blutgierige

Gedanken; er droht dem Leben Macduffs. Das Mißtrauen wächst mit jeder neuen Frevelthat; je ärger jemand wird, desto weniger trauet er Andern, und desto mehr fürchtet er dieselben. Seine Unruhe treibet ihn wieder zu den Zauberinnen; Gegenwart und Zukunft geisseln ihn mit ihren Plagen. Wie deckt er sein Inneres auf: „Es ist keiner unter allen, in dessen Hause ich nicht einen Bedienten in meinem Solde habe. Morgen ganz zeitig will ich zu den Zauberschwestern; sie müssen mir mehr sagen; denn jetzt bin ich verbunden, durch die ärgsten Mittel das Aergste zu erfahren. Zu meinem Vortheile brauche ich jetzt Alles. Ich wate nun einmal schon so tief im Blute, daß ich weiter fortwate, wenn der Rückgang nicht eben so gefährlich werden soll, wie der Durchgang. Wunderbare Dinge habe ich im Kopfe, die meine Hand fordern, und ausgeführt werden müssen, ehe sie überlegt werden können . . . Mein Fehler ist nur die Furcht eines Neulings, der durch Uebung noch nicht abgehär-

tet ist; wir sind in dergleichen Thaten noch Kinder."

Wir sehen wieder die Heide; es donnert; die drey Hexen und ihre Gebieterinn, Hekate, treten auf. Also hatten, (würde derjenige sagen, der auch aus dieser Scene eine Allegorie herauszupressen meinte,) die in Macbeth aufgestiegenen bösen Gedanken, die Veranlassung zu seinem Verbrechen, noch eine entferntere Ursache. War bey selbigen noch nicht der Anfang des Lasterweges? Hekate wäre eine noch tiefere Hölle in Macbeth's Herzen. Man hat mancherley über die Einführung der Hekate von Shakespeare, über die Vermischung griechischer Bilder mit gothischen Gestalten, gesprochen. Shakespeare nahm diesen Nahmen eben so wie den Acheron, zur Bezeichnung gewisser Vorstellungen. Immerhin mögen wir das Geschäft, den Dichter hier zu vertheidigen, aufgeben; wir wollen es ohne Widerstand einräumen, diese ganze Scene stehe müßig da, wenigstens sey ihr Ein-

fluß auf die ganze Handlung gering, obgleich wir eine nöthige Vorbereitung zu einer wunderbarern Scene zu erblicken glauben.

In dem folgenden Auftritte ist ein schönes Gemählde des Lebens an Macbeths Hofe, ein Muster, wie über die Begebenheiten des Reiches daselbst geurtheilet wurde. Man sollte denken, Lenor wolle den andern Lord erst aushohlen, ob er vor diesem sicher sein Inneres zeigen dürfe; daher die ironische Rede: . . . „Die Sachen sind wunderlich gegangen. Der würdige Duncan wurde von Macbeth bedauert, freylich wohl: er war ja todt! und der tapfere, rechtschaffene Banquo reisete zu spät in der Nacht. Wenn man will, so kann man ja auch sagen, Fleance habe ihn umgebracht; denn Fleance nahm die Flucht. Man sollte eben nicht so spät in der Nacht reisen. Wer sieht es nicht, wie abscheulich Malcolm und Donalbain handelten, daß sie ihren liebreichen Vater ermordeten? rc.“ Der andere Lord rückt offen mit der Sprache heraus;

er verabscheut den Wüthrich. Macduff, der furchtbare Tyrannenfeind, ist schon erwacht; allmählich sehen wir schon Anstalten zum Falle des Thronräubers machen.

Der vierte Aufzug versetzet uns in eine Welt, wo die Greuel der unsrigen vorbereitet oder abgespiegelt werden, wo wir jede Abscheulichkeit, nur in einer ganz fremden, räthselhaften Gestalt, vor uns erblicken. Viele haben diese ganze Hexenscene für ein bloßes Spiel der dichterischen Einbildungskraft erklärt, wo sie mit der Zusammensetzung ungeheurer Formen, bloß ihren Muthwillen treiben wollte. Doch hier ist alles voll Bedeutung; was wir in unsrer Welt sehen, das sehen wir auch dort; geistige Gräuel steigen ästhetisch eingekleidet und verabscheuungswürdiger gemacht, in Körpern, welche auch unsern äußern Sinnen widerlich sind, sich offenbarend, aus der Finsterniß empor. Die dunkele Höhle sey unsre Welt; der in der Mitte siedende Kessel, das Reich Macbet'hs; der Donner

ner sey der Bothe der entsetzlichen Handlungen des gekrönten Mörders; die drey Hexen werden die Vorläuferinnen alles durch ihn entstehenden Unglückes. Sie tanzen um den Kessel, und werfen die Ingredienzen zu ihrer Zauberey hinein. Die Erklärung der einzelnen, hineingeworfenen Materialien könnte hin und wieder gezwungen und wohl gar frostig scheinen; wir mögen wohl nicht gerade dasjenige treffen, was Shakspeare sich darunter (oft nur dunkel) gedacht hat: so viel ist doch gewiß, daß er hier nicht bloß phantasirt, sondern Wahrheit darstellt. Wer erkennet nicht in der Kröte, die unter dem kalten Steine ein und dreyßig Tage und Nächte, von Gift geschwollen, geschlafen hatte, die böse Natur Macbeth's, die auch vielleicht eben so viel Jahre in der Finsterniß seines Wesens, mit der vollen Fähigkeit zu Verbrechen, geschlummert hatte, und durch die Unholdinnen geweckt und hervorgezogen wird? Diese Kröte gehörte, nebst den vergifteten Eingeweiden, zuerst in den Zauberkessel. In den zusammenge-

wickelten Sumpfschlangen mögen wir ein treffendes Bild der aufs innigste verbundenen königlichen Meuchelmörder finden; in des Dichters Zauberwelt erblicken wir das Feuerauge der Mordlust, die in dem sichern, unzugänglichen Schlupfwinkel lauert; der Flügel der Eule und die Wolle der Fledermaus sind die raschen Schandthaten der lichtscheuen Bosheit. Die Bedeutung der Otter und der Blindschleiche darf niemanden wiederhohlet werden, so auch der Drachenschuppe und des Wolfzahns; die unersättliche, alles mit Gierigkeit verschlingende Habsucht sehen wir unter dem Bilde des Magens und Schlundes des gefräßigen Sharks. Die Hexenmümie, die in der Finsterniß gegrabenen Wurzeln, die Eibenzweige ꝛc. sind die Symbole des unter Macbeth einreißenden Aberglaubens. Thierische Wollust, wilde Geschmacklosigkeit, Irreligiosität, unnatürliche Sünden und Mordthaten, die über alles sich erstreckende Grausamkeit, und der wilde Blutdurst, haben in der mystischen Höhle ihre Bezeichnungen. Doch genug für

den Versuch, den Hexenkessel in Prose zu übersetzen. Es ist kein reitzendes Geschäft, die witzigen Einfälle auch des größten Genies Andern zu erklären; natürlich kann jeder unter den gegebenen Bildern sich seine eigenen Stoffe vorstellen, und jedem Erklärer widersprechen, ohne in Gefahr zu gerathen, unwidersprechlich widerlegt zu werden. Bey einem Dichter wie Shakspeare haben wir so leicht nicht zu besorgen, er hätte etwas als bloßes Schaugericht aufgestellt, und gäbe es als eine üppige Verzierung, oder als einen Lückenbüßer: selten ist bey Shakspeare etwas, das mit dem Ganzen in gar keiner Verbindung stände. Wir dürfen diese Scene wohl als eine Wiederhohlung der laster- und unglücksvollen Regierung ansehen. Noch ist er nicht an seinem Ziele; er wird bald noch mehr Verbrechen begehen, und noch lange gefoltert werden; Verfinsterung des Geistes, Täuschung und Betrug müssen ihm die Rückkehr zum Bessern unmöglich machen, bis er in den Abgrund des Verderbens stürzt. Hekate tritt mit drey an-

dern Hexen auf; das Heer der unsichtbaren Mächte, zum Entwerfen des Weltelendes, vergrößert sich vor uns.

Alle Anstalten sind gemacht, um Macbeth zu empfangen; ihn erwarten schon die Mächte, welche auch die Begebenheiten der Zukunft beherrschen; die Geister sind da, welche nur täuschen, oder zweydeutige Wahrheiten sagen, die gefahrvoller, und endlich offenbar verderblicher, als die Lüge sind. Doch keine fremde Macht soll den Macbeth elend machen; er selbst soll es thun; nur die Gelegenheit dazu wird ihm angeboten. Warum erklärt er sich die Aussprüche seines Orakels so falsch; nicht Lügen waren ihm vorgesaget worden; warum belog er sich selbst. Er ist hingegeben zum Spotte und Spiele höherer Mächte; er will ihnen gebieten, aber sie gebieten ihm; er sucht bey ihnen Rath und Trost, und sie verleiten ihn, den Weg zum unvermeidlichen Verderben einzuschlagen; er wird so betrogen, daß für ihn keine Rückkehr mög-

lich ist. Macb. „Nun, wie gehts, ihr geheimnißreichen, schwarzen, mitternächtlichen Hexen? Was macht ihr da?“ Alle. „Ein Werk ohne Nahmen.“ Unübertreffbar ist die Kraft dieses Wortes, um mit einem Hauche die ganze Schreckenstegierung Macbeth's, und sein blutiges Ende, auszudrucken. Ihn schrekket und martert die Zukunft; heftig fordert er die Zauberinnen auf, ihm selbige zu enthüllen. Die erste Hexe wirft bedeutungsvollen Zauberstoff in den Kessel, und mit furchtbarer Feyerlichkeit, unter Donner, steigen die Erscheinungen empor. Die Erscheinung des gehelmten Hauptes, (das einige Erklärer für Macbeth's abgeschlagenen Kopf ansehen,) warnet den Macbeth unzweydeutig und offen vor Macduff. Dieser kommt auch hier wieder zuerst dem Macbeth entgegen. Die Erscheinung eines blutigen Kindes, (der ermordete Sohn Macduffs?) vernichtet die Frucht aus der warnenden Aufforderung zur Vorsicht, und bezeichnet den entscheidenden Rächer aller Frevelthaten Macbet'hs.“ Sey

kühn, blutdürstig, trotze der Gefahr! Dir schadet niemand, den ein Weib gebar. Macb. „So lebe nur immer Macduff! Was brauch ich dich zu fürchten? Aber nein, ich will die Sicherheit doppelt sicher machen, und ein Pfand vom Schicksal nehmen; du sollst nicht leben! damit ich der bleichsüchtigen Furcht sagen könne, sie lüge, und mitten im Donnerwetter schlafe; Macbeth ist schon feige; er glaubet dem Ausspruche seines Orakels nicht mehr; er ist so unbesonnen noch nicht, daß er von jemanden mächtigern Schutz als von sich erwarten sollte. Als ob das Schicksal noch lange eines solchen Wüthrichs bedürfte, um ein ganzes Volk durch ihn zu schlagen, so soll er in Sicherheit sich wieder einwiegen, als ob er nie etwas zu befürchten hätte, wenn ihn bisweilen das Gewissen aufstörte, weniger zu wüthen. Ein gekröntes Kind erscheint, (Malcolm?) mit einem Baume in der Hand, und verheißt dem Macbeth, er dürfe nichts fürchten, bis Birnam's Wald den Hügel von Dunsinane ersteiget. Macb. „Das ge-

schieht nie. Wer kann Bäume wie Soldaten werben, ihre in die Erde geschlagenen Wurzeln los zu machen? Herrliche Orakelsprüche! Rebellische Macht, du wirst dich nicht eher erheben, bis sich der Wald von Birnam von seiner Stelle hebt . . " Diese triumphirende Rede wird durch die Aussicht auf eine ängstigende Zukunft unterbrochen. Macb. „Aber noch pocht mein Herz, nur noch Eins zu wissen. Sagt mir, wenn eure Wissenschaft so weit reicht, wird Banquo's Nachkommenschaft jemals in diesem Königreiche regieren?" Macbeth's Frage wird anfangs von den Hexen zurückgewiesen; aber er fordert mit Flüchen von ihnen Antwort, denn sein Herz ist tief von Abgunst verwundet. In Königspracht erscheinet Banquo, der wie im Triumphe auf die lange Reihe seiner königlichen Abkömmlinge zeiget. Mit Musik und Tanz verschwinden die Hexen. Macb. „Wo sind sie? weg? Diese unglücksvolle Stunde steh auf ewig verflucht im Kalender."

Der erste Orakelspruch, den Macbeth in der Zauberhöhle vernahm, war die Warnung vor Macduff, der an der Spitze alles für Macbeth Furchtbaren stehet; die erste ihm gebrachte Nachricht, da er aus der Höhle getreten war, ist wieder von Macduff, der nach England geflohen ist. Jetzt wird der Tyrann schrecklicher, er vertilgt auch die Angehörigen der ihm Verhaßten. Ein Mordsüchtiger dieser Art ist entweder ein Feiger, der seiner Sicherheit wegen die wirklichen und vermeinten künftigen Feinde vertilget; oder er ist ein blinder Wüthender, der wie ein Tieger aus Instinkte alles erreichbare Lebendige mordet. Allmählig führet der Dichter seinen Helden bis zu der für selbigen höchsten Verworfenheit. Shakspeare verstehet die Kunst, mit seinem Vorrathe weislich hauszuhalten; ihn verleitet sein Reichthum nicht, das Schauspiel mit allerhand Scenen zu überladen; er ermüdet unsre Augen und unsere Herzen durch keine ununterbrochene Gräuelthaten; sein Schauplatz wird zu keiner Schlachtbank gemacht; er läßt

nur wenig Blut in unsrer Gegenwart fließen. So erhält der große Genius unsre Gefühle lebhaft und scharf; wir verlieren aber nichts an der Kenntniß des Tyrannen; aus Erzählungen setzen wir das Gemählde seiner Frevelthaten vollständig zusammen.

Auch Rosse, der bisher noch bey Macbeth geblieben war, scheinet von ihm abgefallen zu seyn, darf aber noch nicht offenbar mit dem Tyrannen brechen; er warnet die Lady Macduff nur durch Winke. Die Dichtkunst hätte die Furchtbarkeit Macbeths nicht lebhafter schildern können; er schrecket selbst da, wo seine Kundschafter nicht hinzureichen vermöchten: Rosse ist ein Verwandter, ein Freund des edeln Weibes, und doch waget er nicht, vollkommen verständlich heraus zu reden; Macbeth ist ihm gleichsam allgegenwärtig. Hieraus sehen wir auch die Geisteskraft und die äußere Energie Macbeth's. Der Dichter hat durch mancherley Einleitungen uns für die Familie Macduffs interessiren

wollen. Macduff ist, der Klagen seiner Gattin ungeachtet, doch ein sehr wackerer Mann. Lady Macduff. „Seine Flucht war Raserey; thun es unsre Handlungen nicht, so macht uns unsre Furcht zu Verräthern . . Sein Weib zu verlassen, seine unmündigen Kinder, seinen Landsitz und seine Titel an einem Orte zu lassen, von dem er selbst entflieht! Er liebt uns nicht; er hat kein Naturgefühl . . . ." Betrachten wir ihn günstig, so werden wir ihm das Zeugniß geben, er sey ein zu allen Aufopferungen bereitwilliger Mann; er verlasse Weib, Kind und Vermögen, um seines Vaterlandes willen; er eile nach England, um Hülfe gegen das Elend seines Volkes zu suchen. Ein ungünstiger Zuschauer könnte vielleicht wider Macduff sagen, er sey zur Rettung seines eigenen Lebens geflohen, dessen gewisse Gefahr ihn mehr schreckte, als die noch ungewisse Gefahr seiner Familie; und er habe das ihm Nächste und Theuerste retten wollen. Lady Macduff zeiget sich voll Bewußtseyn eines unschuldigen Lebens; sie läßt sich

durch die bedeutenden Winke, daß die Gefahr auf sie einbricht, nicht in die Flucht treiben; sie ist ein durch die Reinheit ihres Gewissens muthvolles Weib. Wir entdecken in ihr auch eine lobenswürdige Erzieherinn ihrer Kinder; ihre Unterredung mit ihrem Sohne bildet den Verstand und das Herz desselben aus; sie wird uns hierdurch noch achtungswerther, da sie ein edleres Leben als das physische zu geben vermag. Auch der Sohn erregt Interesse, da er jetzt schon zu großen Erwartungen, wenn er einst das männliche Alter erreichen sollte, berechtiget. Nur ihn läßt der Dichter vor unsern Augen tödten, nicht aber dessen Mutter und Hausgenossen.

Wir erblicken hierauf sogleich den allenthalben als Rächer erscheinenden Macduff. Der Dichter hat uns von der Mordscene schnell in den Pallast des Königs von England versetzet; wir hören die Unterredung Macduffs und Malcolms an. Auch von diesem ist der Tyrann nicht fern, der dem gefürchteten Königssohne, selbst

in entfernten Ländern, Fallstricke leget. Dieser ist gegen jeden aus Schottland Herübergekommenen mißtrauisch; selbst der redliche Macduff muß ihm verdächtig seyn, und muß vorher eine harte Probe aushalten. In der von Macduff gemachten Erzählung übersehen wir das ganze über Schottland gebrachte Elend; auch zeigt sich der Rächer in einem schönen Lichte. Malcolm. „Laß uns irgend einen öden Schatten suchen, und dort unsre kummervollen Herzen leer weinen." Macduff. „Lieber laß uns das tödtliche Schwert fest halten, und als wackre Männer unser zu Boden gestürztes Erbrecht vertheidigen. Jeden neuen Morgen heulen neue Wittwen, weinen neue Waisen, schlagen neue Klagen dem Himmel ins Angesicht, daß er wiedertönt, als ob er mit Schottland litte . . . Aus allen Legionen der schrecklichen Hölle kann kein verruchterer Teufel, als Macbeth, hervorkommen." Schon hören wir von den ernsthaften, durch Englands Macht, getroffenen Anstalten, zur Befreyung Schottlands.

Die folgende Scene möchte wohl entbehrlich seyn, da durch sie kein Charakter entwickelt, keine Begebenheit aufgehellet wird, und wir nur von dem in England ehemals umgehenden Glauben, daß Englands Könige, durch eine in ihnen wohnende Wunderkraft, die Kröpfe zu heilen vermögen, uns erzählen lassen.

Jetzt kommt Rosse, der Bothe des über Macduffs Haus gekommenen Unglückes. Rosse. „Ach! das arme Land! es scheuet sich fast vor seinem eigenen Anblick. Es kann nicht mehr unsre Mutter heißen, sondern unser Grab; wo man niemand ein einziges Mahl lächeln sieht, als den, der von nichts weiß; wo Seufzen, Aechzen und Schreyen die Luft zerreißt, ohne daß man darauf achtet; . . . wo das Leben rechtschaffener Leute dahin ist, als die Blumen auf ihren Hüthen; wo man stirbt, ehe man krank wird . . . . Wer das Unrecht, das nur eine Stunde alt ist, erzählen will, wird ausgezischt; jede Minute gebiert ein neues.“ Auch hier sehen wir den Hel-

den in Macduff, der nicht angstvoll vor der geahndeten Schreckensbothschaft zaget. Rosse . . ich habe Dinge zu sagen, die man billig in die öde Luft hinein heulen sollte, wo kein Ohr sie auffinge . . . Laß (zu Macduff,) deine Ohren nicht auf ewig meine Zunge um das verabscheuen, was sie mit dem schrecklichsten Schalle erfüllen wird, den sie je gehört haben. Macduff. „Ha! ich errath es schon.“ Er fühlt bey der Nachricht wie ein Mensch, denket aber schon mit männlicher Seele, auf die Heilung seiner Wunden. Malcolm kennet noch zu wenig den Helden: „Barmherziger Himmel! Nein Freund, drücke deinen Huth nicht so tief auf die Augenbraunen, laß deinen Schmerz reden; der stumme Gram verräth doch leise das überladene Herz, und zwingt es zu brechen.“ Augenblicklich scheinet dem Macduff sein Verlust zu groß, als daß er alles davon glauben könnte: „Meine Kinder auch?“ Rosse. „Weib, Kinder, Bediente, Alles was zu finden war.“ Macd. „Und ich mußte nicht dort seyn! Mein Weib auch getöd-

tet?" Er sinnt auf Rache; auf die schmerzhafteste Rache, und findet sie nicht; furchtbar sind seine Worte: „Er hat keine Kinder!" Sollte er dem Macbeth das Weib tödten? Vielleicht geschah dem Bösen damit ein Dienst. Oder die Hausgenossen? Der Herzlose, der Grausame, liebte niemand mehr. Hätte Macbeth aber Kinder gehabt, die süßeste, die glänzendste Hoffnung des gränzenlos Ehrsüchtigen, der nichts Herrlicheres kannte, als daß seine Abkömmlinge nach ihm auf Schottlands Throne säßen; hätte Macduff diese getödtet, dann wäre auch das Herz des Wüthrichs tief verwundet worden. Mit hoher Würde läßt Macduff seinen Schmerz in Worte ausbrechen; auch sich klaget er mit Unpartheylichkeit an, daß er sich von Hause entfernet hatte. Malcolm. „Kämpfe gegen deinen Schmerz wie ein Mann." Macd. „Das will ich; aber ich muß ihn auch fühlen wie ein Mann. Ich kann's nicht gleich vergessen, daß dergleichen Dinge da waren, die ich über alles schätzte . . Konnte denn der Himmel das anse-

hen, ohne sich ihrer anzunehmen? Sündenvoller Macduff, um deinetwillen wurden sie alle erschlagen! Ich Nichtswürdiger! Nicht um ihrer Missethaten, sondern um der meinigen willen, ward ihr Leben ein Schlachtopfer. Der Himmel geb' ihnen nun Ruhe!" Malcolm. „Laß das den Wetzstein deines Schwertes werden; laß deinen Schmerz sich in Wuth verwandeln; beruhige dein Herz nicht; erhitz' es!" Macd. „O! ich könnte mit meinen weinenden Augen ein Weib, und mit meiner Zunge den Großprahler spielen. Aber du, gütiger Himmel, schneide allen Aufschub ab; bringe du, Stirn gegen Stirn, mich und diesen höllischen Feind Schottlands zusammen; bringe ihn mir so nah, daß ihn mein Schwert erreichen kann; und entkommt er da, dann o Himmel, magst du ihm auch vergeben!" Malcolm. „Das ist ein männlicher Ton!" Macduffs Entschluß, der in das gekränkte Herz des Gatten, Vaters und Menschen Trost zurück bringt, ist gefaßt; er hat Macbeth dem Tode geweihet.

Das

Das Verhalten Macduffs dienet jedem, bey Streichen des schrecklichsten Unglückes, zum Muster; hier erblicken wir Natur und Ausbildung in schöner Mischung; der Ausdruck des Schmerzes währet nur Augenblicke, und weichet dem Nachdenken über heldenmüthigen Ersatz.

Macbeth und seine Gattinn sind reif zum Untergange; die Stunde der Strafe nahet sich; sie haben ein von Gewissensbissen gepeinigtes Leben geführet; sie, die keinen äußern Richter fürchten durften, trugen die Hölle in ihrem Busen. Die Lady Macbeth wird von den Gefühlen jener schrecklichen Mordnacht, und anderer Frevelthaten, wie von Furien aus ihrem Schlummer aufgestört; jene schauerlichen Scenen werden ihr so gegenwärtig, daß sie alles Wirkliche nicht empfindet; sie ist eine Nachtwandlerinn geworden, und verräth, durch unwillkürliche Worte, ihre tiefsten und verderblichsten Geheimnisse. Da Macbeth ins Feld gezogen ist, so hat der Kummer über den Ausgang, es hat die Abge-

schiedenheit von aller vertrauten Mittheilung, die verübten Verbrechen mit allen Schrecken näher vor die Seele der Lady gebracht; ihre innere Angst ist peinigender geworden. Aus den Reden der Nachtwandlerinn dürfen wir wohl schließen, sie sey auch für die Ermordung der Lady Macduff thätig gewesen.

In dem fünften Aufzuge sehen wir Macbeth's Heer, das sich anschickt, die Parthey des Usurpators zu verlassen, und zu dem rechten Regenten Schottlands überzugehen. Cathneß. „Wir wollen gehen, und unsern Gehorsam dem leisten, dem wir ihn schuldig sind. Laßt uns dem Arzte des kranken Staates entgegen gehen, und zu seiner Heilung unser Blut bis auf den letzten Tropfen hergeben." Macbeth hatte durch seine wilde Grausamkeit von sich alle Herzen entfernet; im offenen Felde durfte er es nicht mehr wagen, sich den Feinden entgegen zu stellen; er verschanzet sich im Schlosse Dunsinane. Macbeth's Feinde nähern sich dem Walde von Birnam.

Schon ist Macbeth auf der Stelle, wo ihm das strafende Schwert treffen soll; er ist in der Festung Dunsinane eingeschlossen; nur wenige Söldner bleiben noch bey ihm, und vielleicht ist niemand von diesen, der sich nicht von dem Schrecklichen weit hinweg wünschte. Er siehet seinen Untergang sich nähern, doch frischet er seinen Muth durch die Orakelsprüche der Zauberinnen auf. Macbeth. „. ... bis Birnams Wald sich nach Dunsinane hinbewegt, kenne ich keine Furcht. Wer ist der Knabe Malcolm? Ward er nicht von einem Weibe geboren? Geister, die alle künftige Vorfälle der Sterblichen wissen, haben den Ausspruch gethan: „Fürchte nichts, Macbeth! niemand, der von einem Weibe geboren ward, soll jemals Gewalt über dich haben!" So flieht denn immer ihr abtrünnigen Thanes . . . Der Geist, der mich beherrscht, und das Herz in mir, soll nie von Zweifel wanken, nie von Furcht erschüttert werden." Auf der Stelle wird er für seine Großsprecherey bestraft; ein vor Furcht todtblasser

Diener bringt ihm die Nachricht von der Annäherung des englischen Heeres, und steckt ihn auf einige Augenblicke mit Furcht an. Die Wahrheit von seinem Zustande überwältiget ihn, so sehr er auch gegen den Bothen wüthet; die Umnebelung verschwindet; kein Schmeichlerheer, weil er fast nichts mehr auszutheilen hat, umwölkt seinen Gesichtskreis mit den Dünsten der Lüge; nackt liegt alles vor seinen Augen da. Er ermannet sich wieder: Ich habe lange genug gelebt . . . . was das hohe Alter begleiten sollte, Ehre, Liebe, Gehorsam, Freunde, an alles das darf ich nicht denken; alles, was ich dagegen zu erwarten habe, sind Flüche, nicht laut, aber desto tiefer im Herzen, Augendienerey, leere Worte, die das arme Herz mir gern versagte, wenn es nur dürfte . . . Ich will fechten, bis mir das Fleisch von den Knochen abgehackt ist.“ Macbeth ist kein von der Natur verworfener, kein ursprünglich verächtlicher Mensch; er war ja zum tapfern Krieger gebildet worden: obgleich keine gerechte Sache ihm Muth geben

kann, so widerstehet doch der Zorn und die annähernde Verzweifelung seiner Furcht. Immer aber siehet man in seinen Befehlen den Wüthrich. Macbeth. „Schickt mehr Reuter aus, . . . hängt die auf, die von Furcht reden." Der Arzt berichtet ihm den kranken Zustand der Königinn, doch sein Herz fühlet wenig dabey. Selbst gegen den Arzt fängt er zu toben an. Besorgnisse steigen in ihm auf; nur mit Mühe erwehrt er sich derselben: „Mir kann Tod und Gift keine Furcht einjagen, bis Birnams Wald nach Dunsinane kommt." Seine Burg ist umzingelt, doch verläßt er sich auf ihre Unüberwindlichkeit. Macb. „Die Stärke unsrer festen Burg spottet einer Belagerung. Mögen sie hier liegen, bis Hunger und Fieber sie aufreiben." Mit Schrecken ergreift ihn das Geschrey der Weiber im Innern des Schlosses; doch bildet er sich ein, er fürchte sich nicht. Heuchlerisch ist seine Rede; „Ich habe schon ganz verlernt, was Furcht ist. Es war eine Zeit, da mich der Schrey einer Nachteule scheu machen konnte,

und da mein Haar bey jedem Schreckniſſe ſich empor ſträubte . . . Jetzt bin ich mit Schrecken ganz geſättiget worden, und das Entſetzen, ſo vertraut mit meinen mörderiſchen Gedanken, kann mich kein einziges Mahl aus der Faſſung bringen." Seine eigene Gefahr iſt zu groß, als daß ihn die Nachricht von dem Tode ſeiner Gattinn ſehr betroffen machen könnte. Macb. „Sie hätt' ein andermal ſterben ſollen . . . Morgen, und Morgen, und Morgen . . . alle unſre Geſtern haben Narren zum ſtaubbedeckten Tode hingeleuchtet. Aus, aus, kurzes Licht! Leben iſt nur ein wandelnder Schatten, ein armer Schauſpieler, der ſeine Stunde lang auf der Bühne groß thut, und tobt, und hernach nicht weiter gehört wird. Es iſt ein Mährchen von einem Dummkopfe erzählt, voll Schall und Bombaſt, aber ohne Bedeutung!" Allmählig fallen die Stützen ſeiner Hoffnung dahin; entſetzlich iſt ihm im erſten Augenblicke die Nachricht, Birnams Wald nahe ſich ſeinem Schloſſe. Er fängt an die Zweydeutigkeit der Vorausver-

kündigungen einzusehen; doch je mehr ihn alles umher verläßt, desto mehr kehret sein natürliches Muth zurück. Schon ist das Schloß erobert; er wirft sich in seine letzte Schanze. Mac b. „Sie haben mich an einen Pfosten angebunden; ich kann nicht entfliehen, sondern ich muß, wie ein gehetzter Bär, für mein Leben fechten. Wer ist der, den kein Weib geboren hat? Solch einen habe ich zu fürchten, oder gar keinen.“ Der junge Siward ficht mit ihm, und wird erschlagen. Mac b. „Dich hat ein Weib geboren. Ich lache über Schwerter, und spotte der Waffen, die von Weibersöhnen geführet werden.“ Schon suchet Macduff seinen Todfeind: „Tyrann, zeige dich! Fällst du von einer andern Hand, als von der meinigen, so werden die Geister meines Weibes und meiner Kinder mich unaufhörlich plagen. Ich kann nicht gegen jene armselige Kernen fechten 2c.“ Obgleich Macbeth an seiner Rettung fast verzweifelt, so ist er noch nicht ganz muthlos: „Warum sollt' ich den römischen Narren spielen,

und von meinem eigenen Schwerte sterben? So lange ich noch Lebendige vor mir sehe, stehn ihnen die Wunden besser an." Endlich hat ihn der Rächer erreicht. Macduff. „Zurück, Höllenhund, zurück!" Macb. Unter allen Menschen bist du der Einzige, dem ich ausgewichen bin; geh nur zurück; meine Seele ist mit dem Blute der Deinigen schon beladen genug." Macduff. „Ich habe keine Worte; meine Stimme ist in meinem Schwerte ꝛc." Shakspeare hat sich wohl gehütet, seinen Helden verächtlich uns zu machen; er lässet ihm zuletzt doch die Todesverachtung, und beraubet ihn nicht seiner ursprünglichen Natur. Alles hat Macbeth verloren, nur noch nicht sich selbst; ihm bleibt zuletzt sein Schwert allein. Nun sieht er, wie ihn die Orakelsprüche betrogen haben; doch im Kampfe mit Macduff sagt er ihm: „Laß deine Klinge auf verwundbare Schädel fallen; ich trage ein bezaubertes Leben in mir, das keinem weichen darf, der von einem Weibe geboren ward." Macd. „So verzweifele an deinem Zauber!

und laß den Teufel, dem du von jeher gedient hast, dir sagen, daß Macduff vor der Zeit aus seiner Mutter Leibe genommen ist." Macb. „Verflucht sey die Zunge, die mir das sagt! denn sie hat den besten Theil meiner Mannheit entnervt. Und verflucht sey, wer jenen gaukelnden Teufeln weiter glaubt, die uns mit lauter Doppelsinn täuschen, die ihr Versprechen unserm Ohre halten, und unsrer Hoffnung es brechen! Ich will nicht mit dir fechten." Macd. „So ergib dich denn, Feigherziger, und lebe, um die Fabel und das Schauspiel der Zukunft zu seyn ꝛc." Macb. „Ich will mich nicht ergeben, um den Boden vor des Knaben Malcolms Füßen zu küssen, und dem Fluche des Pöbels ein Ziel zu seyn. Ist gleich Birnams Wald gen Dunsinane gekommen, und bist gleich du, mein Gegner, von keinem Weibe geboren, so will ich doch das Letzte versuchen. Hier halt ich meinen kriegerischen Schild vor meinen Leib; fall' aus Macduff, und verdammt sey, wer zuerst ruft: Halt! genug!" Beyde gehen fech-

tend ab, und Macbeth fällt unter dem Heldenschwerte Macduffs.

So wenig furchtbar, martervoll und schimpflich war der Tod des Königsmörders, des tückischen, blutigen Tyrannen? Mußte er von der Hand des edelsten Mannes fallen; mußte sein Tod sogar etwas Ehrenvolles haben; fiel er nicht im Heldenkampfe, mit den Waffen in der Hand? Hätte ihn der Dichter nicht eines fürchterlichen, schmachvollen Todes müssen sterben lassen? Auch Lady Macbeth, ohne die nie Duncan gemordet, nie der Fluch über das Königreich gekommen wäre, starb wie viele schuldlose Weiber. Die Humanität wird unsre Fragen beantworten, und unsre Zweifel lösen. Sie weiß im ganzen Menschenleben von keinen qualvollen Hinrichtungen; sie muß aus Pflicht, und unterstützt durch Wohlwollen, für die Bürgergesellschaft, manchen Verbrecher dem Tode überantworten, aber nur dem einfachen Tode. Die Sicherheit der Menschen, die Erhaltung der Gesetze, fordert die Vertilgung des Frevlers;

doch verabscheuet sie fruchtlose, die Menschheit schändende Martern. Was für Ansprüche auf Humanität durfte wohl jene Veranstaltung machen, wodurch Lady Macbeth in den Flammen ihres Schlosses umkommen mußte; wem konnte dieser gräuliche Anblick nützen; wem konnte selbiger das Herz von den Keimen des Lasters reinigen? Macbeth hatte sich an der Menschheit versündiget; von ihr wurde er bestraft, aber nicht unmenschlich. Das schädlichste, eingefangene Raubthier, und hätte es auch Tausende von Menschen erwürgt, wird auf die kürzeste Weise von Menschen getödtet, nicht aber durch einen langsamen, qualvollen Tod abgethan. Hätte der Dichter von dem Tode Macbeth's nicht sollen bloß erzählen lassen; mußte Macduff den abgeschlagenen Kopf auf das Theater bringen? Die Zuschauer fordern volle Gewißheit von dem Tode des Verbrechers; unserm Gerechtigkeitsgefühle wäre es doch zu wenig gewesen, von Macbeth's Bestrafung nur zu hören; wir werden versöhnt, da wir diesen

schreckenden Umstand seines Todes sehen; eine, doch nur in unsrer Einbildungskraft bestehende, für den Getödteten gleichgültige, Vergrößerung der Strafe. Hier darf auch unser Gefühl entscheiden, ob es dieser Schärfung der Strafe bedurfte, ob es nicht genug gewesen wäre, den Tyrannen vor unsern Augen, von Macduffs Schwerte, fallen zu lassen. Shakspeare endiget sein unsterbliches Schauspiel mit größerer Feyerlichkeit; das ganze Volk siehet den Kopf des Wüthrichs, unter dessen Dolche und Keule es so lange geblutet hatte; es wird versöhnlicher, und flucht nicht mehr dem Königsmörder und Thronenräuber.

Ueber

Bürgers Macbeth.

An den Herrn M. P.

Lesen Sie, Herzensfreund, auch diese Zugabe zu meinen Betrachtungen des Macbeths von Shakspeare; dieses Schauspiel hat manchen Freunden der Schaubühne so unvollkommen geschienen, daß sie sich aufforderten, selbiges nach ihrer Weise zu verändern, oder gar umzuarbeiten. Wenn ich, meinem aufrichtigen Vorsatze gemäß, gegen Bürger, den ich vor Andern für meine Absicht ausgewählet habe, den wackern Freund Shakspeare's, gerecht gewesen bin; so werden Sie die Schwierigkeiten nicht verkennen, mit welchen auch andere Bearbeiter des ihnen so wild und

unkorrekt scheinenden Dichters zu kämpfen haben, dessen königliche Sprache fast jeden, der neben und mit ihm zugleich reden will, verstummen macht. Vielleicht unterhalte ich Sie künftig auch von solchen Bearbeitern Shakespeare's, die neben ihm mit Ehre geredet haben.

Wenn

Wenn die Schauspiele zu den Produkten der Einbildungskraft und des Herzens der Dichter gehören, so müssen solche Werke auch der Einbildungskraft und dem Herzen Anderer mitgetheilet werden können; reichten dem Dichter die Bilder, welche vor seinem Geiste standen, zu, um seiner Schöpfung Leben und Kraft zu verleihen, so bedarf der Leser, wenn er mit dem Geiste des Dichters verwandt ist, und es also vermag, die im Kunstwerke vorgestellte Welt desselben eben so lebendig und kraftvoll wie jener sich vorzustellen, keiner äußern Hülfsmittel. Bedurfte es der Dichter nicht, eine Schaubühne vor sich zu haben, auf welcher seine Gestalten handeln mußten; so konnte auch ein geistvoller Leser, der Bühne entbehren. Eine starke und gebildete Imagination, wird viel reiner, bestimmter, deutlicher und ungestörter vor sich,

als auf der Bühne, die dichterischen Handlungen sehen, wo die Nachbildungen so leicht verwirrt, unbestimmt, dunkel und unruhig vor uns erscheinen, wo wir durch mißlungene, nachahmende Gegenstände oft an Nachäffungen uns ärgern, und durch die plumpe Natur immer erinnert werden, daß wir vor einem Brettergerüste stehen. Was in der Natur feyerlich, erhaben, unendlich war, dem unsre rege Imagination nacheilte, und selbiges unvermischter und zweckmäßiger, mit anschmiegender Lieblichkeit, Herzlichkeit und Freude über unsre Schöpfung, abbildete, das verschwindet, da es dem äußern Auge so ungeschickt angeboten wird, vor unserm innern Auge. Wie sollte das enge Behältniß, (und kämen selbigem auch Bildnerey und Mahlerey zu Hülfe, um die Scene nach Belieben als erweitert vorzustellen,) unsre Imagination, die über die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit herrschet, so kräftig unterstützen, damit sie von keiner unruhstiftenden Natur, auf den Lichtpfaden der Dichtkunst, gestöret werde. Es muß die Schaubühne

für ein Schauspiel auch entbehrlich seyn können; sie muß dem innern Werthe desselben nichts zulegen; genug, wenn sie diesem nur nichts entzieht, und wohl gar der Schwachheit neue äußere Kräfte leiht. Wäre doch noch ein wahres Kunstwerk, welches in der für selbiges möglichen Vollkommenheit nicht von dem Künstler allein hervorgebracht werden könnte, und fremder mitwirkender Ursachen zur Vollendung bedürfte. Solche Ursachen sind zufällig; sind ganz außer der menschlichen Gewalt und gehören also nicht zum Reiche der Schönheit.

Niemand wird es läugnen, die Bühne habe sich für manches Schauspiel wohlthätig bewiesen; durch sie habe selbiges erst Leben, Kraft und Vollständigkeit erhalten. Geschah dieses, so war das Stück selbst noch nicht vollständig, der Schauspieler wurde der wahre Dramatiker: der erste Bearbeiter hatte nur mehr oder weniger rohe und noch dazu mangelhafte Materialien geliefert, Worte und Schrift hatten nicht

das Ihrige gethan; Spiel und Gerüste mußten die Arbeit vollenden. In allen Zeiten wird es eben so wohl Leser eines Werkes der redenden Künste, als vor der Bühne gaffende Menschen geben; für die Leser muß daher eben so gut, wie für Zuhörer und Zuschauer gearbeitet werden. Nicht sehr erheblich ist der Einwurf, es gebe wenige Menschen, die sich einen durch bloße Worte angedeuteten Gegenstand lebhaft genug vorstellen könnten. Wird ihnen die wirkliche Schaubühne mehr Einbildungskraft verleihen; werden sie hier nicht selbst sich täuschen, als sähen sie mehr Wahrheit vor sich; werden sie nicht bey geläuterter Aufmerksamkeit auf sich bald wahrnehmen, wie durch die gezimmerte, gemahlte, und durch die enge, mit leiblichen Augen und Ohren vernommene Welt, die augenblicklich entstandene Täuschung vernichtet wird? Der größte Widerspruchsgeist, welcher die Zulänglichkeit des Lesens eines Schauspiels bestreitet, wird bey weiterer Erwägung der entgegengesetzten Behauptungen, doch eingestehen müssen: wenn auf

der einen Seite der Schauplatz sich mit dem Dichter vereiniget, um ein Werk desselben in die Seelen des Volkes einzuführen, daß auf der andern Seite dieser treulose Gehülfe die Dichter heimlich, oder öffentlich anfeindet, um ihren Werken den Eingang in die Menschenwelt zu erschweren.

Welche Schauspielergesellschaft könnte für den Macbeth mehr als der alles umfassende Dichter thun? Eine solche Frage sind wir von seinen enthusiastischen Bewunderern zu hören gewohnt; warum aber sollte er nicht durch seine Bearbeiter, zu welchen auch die Schauspieler gehören, in einzelnen Theilen gewinnen; und könnte nicht manches seiner Werke im Ganzen auch verbessert werden? Es ist angenehm, sich einem großen Manne bisweilen völlig hinzugeben, in vollem Glauben an dessen Schönheiten zu hängen, selbst das Gefühl einer gewissen Kindlichkeit nicht von sich abzuwehren, sich ihm ganz zuzueignen, und sollte er uns auch auf den unbekanntesten

Pfaden, bis über die Wolken, fortführen: doch dieser passive Zustand, in den man zum Versuche sich versetzet hat, muß nicht länger währen, als bis man mit dem Dichter aufs innigste vertraut geworden ist, und seine geheimsten Empfindungen und Gedanken ausgespähet hat. Bliebe man in diesem Zustande, aus Schwäche oder Muthwillen, so erfolgte daraus Trägheit, ohnmächtige Einseitigkeit, blinde Bewunderung, sklavische Denkungsart an eine lokale Verdummung, die bis zu einer Art von Verrückung fortgehen kann. Wir müssen zur Probe auch auf die entgegengesetzte Seite treten; wir müssen uns von dem Dichter losreißen, mit Mißtrauen seine Schönheiten untersuchen, mit einer nichts schonenden Feindseligkeit allen seinen Aeußerungen widersprechen, uns ganz von ihm trennen, und mit kalter Besonnenheit seinen Gängen und Flügen nachspüren. Wenige Dichter sind so viel wie Shakespeare gepriesen worden; seine Schönheiten sind so gebieterisch, daß sie den Leser hinreißen, wenn auf diesem nur

etwas von des Verfassers Geiste ruhet. Einem ganz unpoetischen Leser kommt durchaus kein Urtheil über die Dichter zu; er kann zwar mit den Formeln der Dichtkunst, und mit den Werkzeugen zum Ausmessen der Oberfläche der Dichterwerke versehen seyn; er mag auch über die Anordnung ihrer Theile und das Mechanische ein Urtheil fällen: nimmermehr aber siehet er das, was aus dem Geiste und Herzen unmittelbar hervorgeht, und nur durch Geist und Herz, ohne das Bleyloth und die Meßruthe, und allenfalls die Zergliederungskunst der Kritik zu Hülfe zu nehmen, verstanden werden muß. Je größer ein Mann war, desto mehr forderte jeder sich zur Beurtheilung, oder vielmehr zum Urtheilsprechen über denselben auf; der große Mann strahlte in die Augen, es mußte über ihn geredet werden; nur die Klügern schwiegen, bis sie über ihn auch nachgedacht hatten. Wer mit Dichtertalenten versehen, den Shakespeare durchaus verachtet hat, mußte ihn entweder nicht gelesen haben, wenigstens nicht im Originale;

oder hatte voll Vorurtheil sich zu ihm gewendet, und wollte an ihm hartnäckig gar nichts Schönes finden; oder sah nach ihm, mit verstocktem Herzen und mit Einseitigkeit des Geschmackes. Kaum ist es möglich, daß aufmerksame Leser den Shakespeare, und hätten sie ihn auch nur in einer Uebersetzung kennen gelernt, so schmälig hinabgesetzet haben sollten, wie ein großer Hause den bloß in einer Uebersetzung gelesenen Homer verachtet. Bey dem Engländer sind gewiß doch einige Stellen, die, in jeder möglichen Sprache dargestellt, das Herz mit unwiderstehlicher Gewalt angreifen, und Bewunderung abnöthigen, wo die lautere Menschheit in jeden mit Göttermacht hineindringt. Man sagt dem Shakespeare nach, er habe nur Fragmente zusammengeworfen, und müsse daher jedem, an ein griechisches Ganzes und an Regelmäßigkeit Gewöhnten, mißfallen. Wir werden den Shakespeare weniger für einen regellosen Fragmentisten erklären, wenn wir ihn mit demselben Geiste, mit welchem er schrieb, lesen; dann werden wir

in ihm den Erzeuger neuer Naturen erkennen. Wir setzen uns durch unsern Geist die Natur als ein Ganzes, können sie aber nicht als ein solches anschauen, noch erkennen; auch von ihr sehen wir nur Fragmente, arbeiten unablässig, um in ihr die Lücken auszufüllen, die Theile einander immer näher zu bringen, jedes Dinges Grund und Zweck in den Außendingen aufzufinden, um einem, freylich unerreichbaren, Ganzen, so nahe als möglich zu kommen. Durch alle unsre Verknüpfungen der Gegenstände bringen wir auch nicht den kleinsten Theil derselben hervor; und doch sehen wir die um uns her zerstreuten Elemente, sich immer mehr zu einem vollständigen Ganzen vereinigen. Ob es uns nicht eben so bey den angegebenen Bruchstücken Shakespeare's, wenn wir selbige auch nur in dem Geiste der Naturforscher betrachten sollten, gelänge, darin ein Ganzes, wenn auch nicht zu erblicken, doch zu ahnden. In unsrer Natur ist uns ein Ganzes weder gegeben, noch entdecken wir selbiges; nein, wir sind bestimmt,

aus den vorgestellten unzusammenhängenden Theilen des Empfundenen ein Ganzes nach einer Idee zu machen, und, sobald wir vollkommen begriffen haben, was wir thun sollen, um auf dem unendlich langen Wege der Kultur immer fortzugehen, nach einem Ideale ein Ganzes zu bilden. Derselbe Geist macht die Naturwerke und die Kunstwerke; bey jenen ist das bloße Erkennen der zu erreichende Zweck; bey diesen ist das gute Handeln, die Veredelung unsrer Natur, der Zweck. Die Naturwissenschaft lehret uns, daß sich zwey Körper nie vollkommen unmittelbar berühren; daß es kein unmittelbares Entstehen des einen Dinges aus dem andern gebe, da zwischen zwey Körpern noch andere Körper liegen; und daß wir, bey unserm Uebergange von dem einen entstehenden Dinge auf dessen Grund, unendlich viele Zwischengründe durchgehen müssen. Wer wollte wohl etwas Unmögliches erwarten; wer wollte denn allein von Shakespeare fordern, daß wir in den Darstellungen durch denselben nichts aus uns zur Verbindung hinzuthun dürf-

ten, als ob er schon alles gethan hätte, und wir nur ganz passiv seine Gedanken und Empfindungen aufzunehmen brauchten. Die Kenner des großen Dichters werden es nicht läugnen, er habe die Begebenheiten oft weiter als irgend ein anderer Dichter aus einander gerissen, und wir müßten uns zwischen Trümmern einer Vorwelt aufzuhalten meinen, wo wir nur mit weiten Schritten von einem Theile zum andern hinüber schreiten könnten. In Shakespeare's Werken liegen oft auch die Scenen ungewöhnlich weit aus einander; man hat ihn getadelt, daß wir in dem einen Augenblicke in Schottland, und im folgenden in England uns befinden. In der Dichterwelt messen wir die Entfernungen mit keinem von Meßkünstlern berechneten, oder von der Obrigkeit gestempelten Maße; dort ist niemanden vorgeschrieben worden, wie groß die Strecke seyn soll, durch die ihn seine Phantasie in Einer Sekunde versetzet, denn ganze Sonnenwege sind für den Dichter nicht länger als gemeine Menschenschritte. Wem lebhafte Ein=

bildungskraft mangelt, der darf ja kein Schauspiel lesen; er handelt unrecht, wenn er sich beschweret, er könne über Welttheile und Jahreslängen so geschwind nicht fortkommen. Für unser Erkennen sind alle Dinge aus einander gerissen, wir müssen zur Ausfüllung der Klüfte dazwischen, immer viel hinzuthun; für jeden Betrachtenden raget die eine Begebenheit mehr als die andere hervor; unser Geist verweilet nur auf den ihm interessantesten Stellen. So sey es auch in einem Schauspiele, wo aus dem dunkeln Oceane der zauberischen Welt einzelne, bald mehr, bald weniger helle Gestalten auftauchen, die aber getrennt vor uns vorüber gehen. Unser Geist fühlet desto größere Freude bey ihrem Anblicke, je mehr er sie zu seinem Ganzen verarbeiten kann; er ist sich seiner Thätigkeit mit Wohlgefallen bewußt; er fühlet die wahren Dichterfreuden. Ein Schauspiel ist kein Lehrbuch der Mathematik, wo der Zusammenhang der Lehrsätze so viel als möglich ganz unmittelbar seyn soll, wo durchaus keine Sprünge verstattet wer-

den, und wo der Leser nicht willkürlich, seinem Bedürfnisse gemäß, das Fehlende aus seinem eigenen Vorrathe hinzuthun darf. In der Sinnenwelt können wir nichts anders, als Bruchstücke haben; und erschiene sie auch auf dem Schauplatze, durch die Schöpfungskraft der Kunst, zur Hülle eines neuen und göttlichen Geistes erhoben: wir müssen zufrieden seyn, daß wir die einzelnen Theile, durch den aus unserm Geiste ausgehenden Stoff, zu einem uns ganz eigenthümlich angehörigen Ganzen, für unsre Bedürfnisse verbinden können. Das auf dem Theater geforderte Ganze muß kein physisches, sondern ästhetisches und sittliches Ganzes seyn.

Wir würden uns einer abergläubigen Verehrung Shakespeare's schuldig machen, wenn wir bestreiten wollten, daß selbst in seinem größten Meisterwerke noch Gelegenheit genug zum Tadel gegeben wird. Wer aber bey seinem kritischen Kopfe auch ein Herz für Dichtkunst hat, wird

mit einer Art von Widerwillen tadeln wollen; die Schönheiten Macbeths sind so gewinnend und so königlich, daß wir gegen unser Wahrnehmen seiner Fehler mißtrauisch werden. Hier sind die Flecken gleich den Sonnenflecken, die von dem mächtigen Lichte vor dem nackten Auge verschlungen, und nur dem gegen den blendenden Glanz bewaffneten Auge sichtbar werden. Manches würde wohl am Macbeth zu verbessern seyn, doch wenigen Händen möchte ein solches Unternehmen gelingen. Die Bearbeitung durch den vortrefflichen Bürger, der selbst Dichter genug war, um die furchtbare Größe Shakespeare's zu fühlen, ist ein Beweis mehr, wie schwer oder vielleicht unmöglich es ist, denselben in größerer Schönheit auftreten zu lassen. Wenn Bürger hin und wieder die ihm überflüßig scheinenden Stücke des Macbeths weggeschnitten hat, so handelt er wohl nicht immer unrecht; wären sie wirkliche, ergänzende Theile gewesen, so müßte das Wegschneiden ein ästhetischer Mord seyn; wir hätten also zu beweisen, daß sie nur

Auswüchse und Verunstaltungen waren. Wieviel hat man einander über die Auswüchse Shakespeare's nachgesaget! da wir doch bey aufmerksamer Betrachtung derselben finden, daß sie auf irgend einen Theil der Dichterwelt ein Licht werfen.

Bey dem Abschneiden einiger Theile in Shakespeare's Werken laufen wir weniger Gefahr, als beym Zusetzen; dort wird der Abgang einer Schönheit, selbst bey der Vergleichung mit dem Originale, wenig gemerket: vielleicht ragen bey der Verkürzung des Drama's die andern Schönheiten desto mehr hervor: bey dem Zusetzen unterstehet sich der Umarbeiter, diesen Herkules in die Schranken zu fordern, gibt sich das Ansehen, als ob er größere Kräfte als der Göttersohn besitze, wird aber, ohne daß dieser sich in einen Kampf einließe, fast immer nur unnütze und überflüssige Wendungen machen, und Luftstreiche führen, wobey der Wille hoffentlich das Beste ist. Wer einem andern

Dichter etwas zusetzet, muß wohl erwägen, ob selbiges auch zu dem Ganzen, und zu den einzelnen Theilen desselben passe; ein oft ungeheures Unternehmen, wozu man eine Art von Allgegenwart des Dichtergenies in allen Theilen, und eine Allwissenheit jedes Gefühles und Gedankens, verlangen dürfte. Ein mittelmäßiges Talent kann von einem physischen Körper Auswüchse, auch wohl unförmliche, widerliche, die Thätigkeit der andern Glieder verhindernde Theile, wegnehmen; aber neue Theile hinzuzusetzen, statt der mangelnden, ist eine nur dem bewundertsten Talente vorzulegende Aufgabe, für die wohl gar ein Schöpfer gehört. Auch das schöpferischste Genie kann nicht einmal den Gedanken fassen, wie zu einem vollständigen Körper, zur Erhöhung der Vollkommenheit desselben, irgend neue Glieder zuzusetzen wären. Müßten wir auch zugeben, Shakespeare's Geschöpfe wären plumpe, ungeheure, mit einigen monströsen Gliedern gebildete Wesen, so sind sie doch Titanen von übermenschlicher Kraft,

und

und kein gescheidter Weltpoliter wird sich unterfangen, sie in die Form eines Nireus, auch nicht einmal des Achills, drucken zu wollen, und den mit unermeßlicher Stärke ausgerüsteten Erdensöhnen, die weiche Holdseligkeit, und wäre sie sogar mit stets wachsender Jugendkraft gepaart (zur Eroberung weiblicher Herzen,) zu leihen. Wo Bürger von dem Originale fortgelassen hat, möchte er oft wohl nicht merklich gefehlet haben; der überreiche Shakespeare kann viel verlieren, und bleibt doch reich genug. Wäre wohl jemand reich zu nennen, wenn die Entziehung einiger Sachen ihn schon arm machen könnte. Wir sehen auf den zurückgebliebenen Reichthum nur desto länger, und vermissen die größere Mannigfaltigkeit kaum. Wo Bürger zugesetzet hat, ist er schon kühner oder anmaßender, er selbst fühlet es, wieviel er wagte. Er sagt: „Von meinen armen Zuthaten ist nichts zu sagen, als der Wunsch, daß es keine Bettlerflecken auf dem Shakespearischen Purpurmantel seyn mögen.“

Bürger hatte gemeint, für die Verschönerung der Hexenscenen viel thun zu können; die Wichtigkeit derselben mußte ein zum wahren Dichter von der Natur berufener Mann wohl erkennen. Er hatte erfahren, daß die Darstellung der Zauberscenen, (und auch wohl das ganze Stück,) auf dem Theater nicht die erwartete Wirkung hervorbringe, die „das Ziel aller Darstellungskunst ist," und man doch bey einem solchen unübertreffbaren Meisterwerke erwarten sollte. Wir müssen besorgen, Bürgers Veränderungen, und besonders die von ihm gemachten Zusätze, schaden diesem Schauspiele, hauptsächlich den Hexenscenen; denn hat sie Shakespeare wirklich vollendet, so konnte hier nichts weggelassen, nichts hinzugesetzet werden, ohne dem Ganzen Abbruch zu thun. In diesen Scenen ist Shakespeare ein unsterbliches Muster, wie ein Dichter, die nur dem Götterauge sichtbare Linie, zwischen der höchsten Weisheit und dem niedrigsten Unsinne, gehalten hat; hier mußte jeder Seitenschritt nur auf die dunkle

Seite geschehen; denn das Vollkommene läßt sich nicht vollkommener machen. Bürger sagt vortrefflich: „Die Zauberscenen können, je nachdem sie ausgeführet werden, die Wirkung des Uebrigen eben so leicht zu Schanden machen, als unterstützen. Jenes müßten sie billig in keinem Zeitalter; was auch der hoch- und tiefgelahrte Dr. Johnson, und andere ästhetische Philosophunkeln von der Art, die wie Unkraut auf allen Aeckern gedeihet, darüber schwatzen mögen."

*

Die überaus weise Simplicität der Sprache in der ersten Scene scheinet Bürger nicht anerkannt zu haben; das unübertreffbare Genie Shakespeare's macht hier die ersten, nothwendigen Grundstriche zu seinem bewunderten Gemählde. Bey Shakespeare ist kein Laut zu viel, noch zu wenig; wir hören und sehen die drey Zauberinnen nicht länger, als es die Nothdurft erfordert. Die Hexen dürfen hier nicht wie Weiber aus dem Pöbel, oder gar wie Zigeunerinnen reden; bey Shakespeare gehören sie zu

den Dämonen des Schicksals, die sich nur durch die einfachste menschliche Gedankenbezeichnung, in orakelmäßiger Kürze, vernehmen lassen. Schwerlich wird man sich das edle: When shall we three meet again? durch das: „Na! sagt wo man sich wiederfindt?" ersetzen wollen. Die aus der undurchdringlichen Finsterniß empor gestiegenen Wesen, welchen jeder Wurf des Schicksals, es treffe mit würgendem Schwerte, auf diese oder jene Seite, gleichgültig ist, mußten jetzo noch nichts sagen, was auf die Nerven wirken kann. When the hurly burly's done, When the battel's lost and won, findet gewiß niemand in dem: „Wenn sichs ausgetummelt hat, Wann die Krah am Aase kraht," wieder. Hier läßt Shakespeare etwas, nicht sowohl für die Empfindung, als für das Nachdenken sagen; jene wird schon dereinst zu einem kraftvollen Jugendleben erwachen, wenn wir durch den Anblick des Ganzen, den inhaltschweren Sinn erkennen werden. Durch Bürgers knarrende Töne wird sie mehr beleidiget als auf-

geregt, sie sollte anfangs nur zu einem ahndungsreichen Staunen erwachen. Bürger's dritte Hexe spricht in der Sprache einer Dorfwahrsagerinn; „Daumenbreit vor Eulenflug, Treffen wir uns früh genug." Shakespeare's Vorläuferinnen des Verderbens sagen ohne Affektation: That will be ere set of Sun. Nur mit einzelnen, für uns kaum vernehmbaren Lauten, müssen sie die Zukunft bezeichnen; jeder Wortprunk wäre unschicklich und zweckwidrig. Daher sagt die erste Hexe: Where the place? Zweyte Hexe: Upon the heath. Dritte Hexe: Jgo to meet Macbeth. Bürger hat gemeint dieses ausschmücken zu müssen. Erste Hexe: „Und wo wandern wir zu Chor?" Zweyte Hexe: „Auf der Heid' am faulen Moor." Dritte Hexe: „Eia! Da nick' ich Macbeth ein Grüßchen." In einer solchen Sprache finden wir nimmermehr die für die äußern Sinne, ohne die Offenbarung des Dichters, so unvernehmbaren, nur für den innern Sinn be-

stimmten Wesen, durch welche die Saamenkörner künftiger Schrecken ausgestreuet werden. Bey Bürgern können wir uns nicht der Vorstellungen erwehren, ekelhafte Zigeunerweiber zu vernehmen. Bey Shakespeare verlassen die Hexen mit wenigen bedeutungsvollen Worten den Schauplatz: Fair is foul, and foul is fair, Hover through fog and filthy air. Bey Bürg. Weiß in schwarz und schwarz in weiß; Heiß in kalt, und kalt in heiß! Das kann wips! ein winzig Wort, Husch! durch Schlickerschlacker fort! Eine solche modernisirte Hexenscene kann weder auf dem Theater, noch bey dem Lesen wirken. Sollten Shakespeare's Hexen auch auf dem Theater nichts wirken, und wäre hieran noch etwas Anderes als die Ungeschicklichkeit der Schauspielerinnen Schuld, so werden sie doch den Leser befriedigen, und um desto gewisser, je mehr er sie mit dem ganzen Schauspiele studiert hat. Nirgends ist Shakespeare bewundernswürdiger

als hier; die Behandlung der Hexenscenen gleicht einem Werke der Inspiration; sie ziehen durch ihren Reitz uns immer wieder zu sich zurück.

So viel Gerechtigkeit wenigstens sollten wir doch dem Shakespeare erweisen, zu glauben, er habe nie ganz blind verfahren, und sey sich etwas bewußt gewesen, warum er dieses oder jenes hinsetzte. Bey dem ernstlichen Studium des Dichters werden wir ihm die meisten Mahle Recht geben; es ist ja sehr sonderbar, ihn ein großes Genie zu nennen, und an seinem Verstande, durch die Beschuldigung eines zwecklosen Verfahrens zu zweifeln. Shakespeare läßt gleich nach den Hexen den König auftreten; die wilde Heide, mit der chaotisch kämpfenden Natur, mit dem entfernten Getöse der Schlacht, verschwinden, und wir sehen uns in dem königlichen Pallaste. Wir fühlen die Herrlichkeit dieses Ueberganges, aus der fast formlosen Natur, in die Pracht der Kunst; von den ersten Ahndungen des kommenden Verderbens, bis zu dem Mo-

narchen, der als das erste blutige Opfer der bösen Gottheit fallen sollte. Bürger scheinet hier wenig bemerket zu haben; er zeiget uns einen Trabanten, dessen Ausdrücke uns beynahe an den obsoleten Ton akademischer Freyheit erinnern. Noch sehr viel wäre davon zu sagen, wie unglaublich tief diese ganze Umarbeitung unter dem Originale stehet, das wie ein furchtbarer Göttertempel vor uns aufsteigt, zu dem wir heilige Hände erheben müssen, von dessen Säulen wir vielleicht einiges Moos abnehmen, die wir aber nicht versetzen dürfen, und dächten wir auch, einige angebaute Theile fortschaffen zu können. Wollten wir die Vergleichung B's. und Sh's. durch alle einzelne Theile verfolgen, wir würden zu weitläuftig werden, und müßten viel aus der ersten Abhandlung wiederhohlen. Nirgends hat Bürger mehr mit Shakespeare sich messen zu dürfen gemeint, als in den Hexenscenen, zu deren Erweiterung er sich durch sein ganzes Wesen für berufen hielt; nirgends aber hat er auch mehr seine Unkunde des tiefen Sinnes eines Urbildes



bewiesen. Im dritten Auftritte hören wir bloße Zigeunerinnen aus Baierns Wäldern. „Wo geweſt Schweſterle?“ Der Dichter affektirt keinen ekelhaften Dialekt: Where hast thou been, sister? So wie das Schicksal ohne Zorn und Fluch, aber mit unabwendbarem, festem Entschlusse handelt, so handeln auch Shakespeare's Hexen, durch die das Schicksal sich einer Dichterwelt offenbaret. Wir nennen das Bosheit, was doch nur das verderbende Fortschreiten der Natur ist, durch die oft der Unschuldige für fremde Lieblosigkeit und Abgunst büßen muß. Die erste Hexe hatte von dem Matrosenweibe Kastanien gefordert, und wurde von demselben mürrisch abgewiesen. Unübertreffbar schön bricht die Hexe in ihrer Erzählung ab, und zeigt kalt die an dem Weibe zu nehmende Rache; doch nur der Mann desselben soll leiden: Her husband's to Aleppo gone, Master o' th' Tiger. Man höre die Nachbildung von Bürger: „Hu! Donner, Hagel, Mord und Gift! Ihr Kerl ist zur Türkey geschifft.“ Dieses ist die Sprache des

wilden Pöbels, der gegen Beleidigungen mit Hundswuth ausbricht, da die Hexe affektlos bleiben muß: sie hat den Plan der Rache schon in Bereitschaft; sie ist nur Dienerinn des Schicksals. J'll do — J'll do — and J'll do. Wie widerlich ist dagegen; „Mein Sixchen, das thu' ich, mein Sixchen." Hierauf ist die Antwort der zweyten Zigeunerinn sehr schicklich: „Thu das, thu das, Nixchen! Ich borg auch dir å Wind dazu. (J'll give thee a Wind.) Passend ist die Danksagung: Sa, bist å wacker Schäzel du." Thou art kind. Da die erste Hexe alles Leiden, welches sie dem armen Schiffer, dem Manne des abgünstigen Weibes, zufügen wird, hergerechnet hat, (was Bürger auch wieder mit seinem hier unnützen Reichthum beladet,) so zeiget sie ein Zaubermittel, den Daumen eines Piloten, der, da er nach Hause kam, Schiffbruch litt. Bürger bildet dieses so nach: „Schau, å Bankrutirers Daum, der sich selbst erhing am Baum!" Diese Abänderung ist ein Produkt der Privatlaune, nicht

des Shakespeareschen Geistes, der seine Schöpfungen nie aus den Augen ließ, der in jedes Wort Bedeutung legte, der in dem vor dem Hafen verunglückten Piloten den frohherzigen Duncan sah, der in dem Hause seines Feldherrn, der ihm die Sicherheit auf dem Throne erkämpft hatte, im Hause seines Anverwandten und geliebten Freundes, an dem Orte, wo er keinen Gedanken an Gefahr haben konnte, seinen Tod fand. Müßten wir nicht fürchten, in die Reihe alter Schrifterklärer, allegorisirender Sonntagskinder, gestellet zu werden, so könnten wir in dem Schifferweibe und dessen Manne, auch die Lady Macbeth und ihren Gemahl sehen, in dem Schiffe den Staat rc. rc.: doch wir wollen uns nur darauf einlassen, den wahren Sinn des großen Dichters wenigstens zu ahnden, uns aber nicht der Gefahr aussetzen, in seine Worte, wie in ein für uns leeres Behältniß, unsre eigenen Sachen einzuschließen. Bürger's dritte Zigeunerinn wird ganz kindisch: „Horch! es trommelt, trom — trom —

trommelt! Der Tumult hat ausgetummelt! Macbeth kommt!" Wie zurückstoßend gegen die Simplicität des Originals: A drum, a drum! Macbeth doth come!

Wollten wir auch über die andern von Bürger vorgenommenen Veränderungen des Shakespearischen Macbeths uns erklären, wir würden uns ein sehr streitsüchtiges Ansehen geben. An den Stellen, wo Shakespeare gemeiniglich angegriffen wird, ist er fast immer leicht zu vertheidigen, besonders wenn wir seine Werke allein für das Lesen bestimmen. Müßten sie aber durchaus auf die Schaubühne gebracht werden, so würden die Veränderungen oft nothwendig seyn. Bürger hat seine Umarbeitung für den Schauplatz gemacht, und so waren auch einige Abkürzungen unvermeidlich. Wenn wir bey dem Lesen des Bürgerischen Stückes ganz vergessen, daß es eine Nachbildung ist; wenn wir selbiges wie ein Original betrachten, so werden wir manche Scene ohne

Anstoß fortlesen: stellen wir aber Bürgern neben Shakespeare, so müssen wir zu oft den Kopf schütteln, wie sehr das Heiligthum verletzet worden ist. So vortrefflich Bürger in lyrischen Gedichten ist, so möchte doch in den dramatischen nicht seine Stärke gewesen seyn; wie hätte er so willkürlich mit Shakespeare verfahren, und so wenig die große Kunst in der Leitung der Begebenheiten und der Entwickelung der Charaktere bemerken können. Doch wie viel würde nicht Bürger's Sachwalter für ihn zu sagen finden, besonders da, wo jeder sich für berechtiget hält, die theatralische Welt, aus einem eigenthümlichen Punkte, wie die wirklichen Dinge um sich, anzusehen. Sollten wir Schritt vor Schritt die Abänderungen Bürger's verfolgen, wir würden mit streitsüchtigen, vielleicht nichts entscheidenden, und dazu langweiligen Untersuchungen ganze Bogen ausfüllen.

Wir haben hauptsächlich hier nur mit Bürger's Hexenscenen zu thun, wo er recht wie auf

einem Triumphwagen zu erscheinen gedachte. Am Ende seines ersten Aufzuges hat er aus eigenem Vermögen eine ganz neue Hexenscene hergegeben, die ihm, da sie mit keinem Shakespearischen Produkte sich messen darf, am besten gelungen zu seyn scheinet. Der Spruch im Anfange: „Fischgen lockt der Angelbissen, Geld und Hoheit das Gewissen;" kleidet die Hexen nicht übel. Wenn aber die dritte Hexe erzählet, wie sie den Macbeth zu Pferde fortstäuben gesehn hatte: „Sah ihn glupen, sah ihn glühn; Hört ihn murmeln, sah ihn fechten, Mit der Linken mit der Rechten," so wird uns das Bild eines mit beyden Händen gesticulirenden Reiters, wenn er doch die Zügel nicht im Munde hält, oder ein Kunstreiter ist, oder das Pferd nicht gescheidter und besonnener als der selbstvergessene Herr ist, etwas seltsam vorkommen. Und zu der heftigen, ausbrechenden Gemüthsbewegung des galoppirenden Macbeth's paßt auch nicht das tückische, schleichende „Glupen" Auch muß man sich wundern, wie diese Hexen, welche

wie Schatten kommen und verschwinden sollen, zu dem lärmvollen, prunkenden Fuhrwerke gelangen. „Eine Wolk' ist die Karosse; Donnerstürme sind die Rosse." Der Einfall, daß die Zauberinnen sich auf dem Burg-Altan versammeln, scheinet nur bey dem ersten Anblike glücklich zu seyn, als ob sie über der abscheulichen Handlung schweben müßten, und diese noch jezt durch sie, und für sie, geschähe. Jetzt wurde schon alles durch die menschliche Freyheit vollbracht; sie hatten nur die Bestimmung gehabt, die schlummernden Urgedanken des Bösen in Macbeth zu wecken, der zu seinem Fortschreiten nachher nur seiner bösen Neigungen, und des Antreibens seines Weibes bedurfte. Die Handlung konnte nun nicht mehr stocken, daß zum Forttreiben derselben die Unholdinnen nöthig gewesen wären; sie hatten vor Duncans Ermordung, bloß durch das Geschäft der Vorausverkündigung einer wahren Zukunft, den Macbeth an seinen Lasterweg gebracht: nach der Mordthat halfen sie, von ihm zu Weissagungen auf-

gefordert, ihn, durch täuschende Enthüllung des Künftigen, zu seinem Verderben reifer zu machen.

Der erste Auftritt des zweyten Aufzuges ist by Bürgern der fünfte Auftritt desselben Aufzuges. Hier hat der Bearbeiter die überaus schöne Simplicität des Erscheinens Banquo's, desen kurze und ahndungsvolle Aeußerungen, da Zusammentreffen mit Macbeth, in einen langweiligen Monolog umgebildet. Wie viele unerkannte Schönheiten sind hier getödtet worden! Schwerlich wird man begreifen, was Bürger's Rede zur Handlung des Stückes beytragen könne, da doch bey Shakespeare Banquo's Erscheinung die That schauerlicher vorbereitet, und der Mordlustige, nach dem auf ihn gemachten Versuche des guten Genius, der ihn durch das Bild des seelenfrohen, gutmüthigen und dankbaren Duncans zurückziehen will, in der Vollendung seiner Heucheley gezeiget wird.

Bür-

Bürgers Hexen am Ende dieses Auftrittes sind wieder nicht Shakespeare's Hexen; nicht sie, sondern das menschliche Herz, sind die Hauptursache alles Bösen in Macbeth's Leben; er ist ihr Gefäß nicht, wohinein sie das von ihnen verfertigte Unheil werfen, da sie dem großen Dichter nur die äußern, oder entferntern Veranlassungen zum Unternehmen des, auch im unveränderlichen Weltganzen gegründeten Bösen bedeuten. Also hatte die erste Hexe nur halb Recht auszurufen:

„Hei! die That, sie ist gethan!
Schaut was unser Zauber kann!"

Nicht durch die Hexen, die bloßen Werkzeuge des Schicksals, sondern durch den freyen Willen Macbeth's, ist die That gethan. Uebereinstimmend mit der Handlung des Ganzen ist der weissagende Chor der Unholdinnen:

„Königsblut soll seinen Rachen
Unersättlich lüstern machen.
Blut erhitzt des Rädrers Wuth,
Reizt den Durst nach frischem Blut.

Dolch und Hand wird blutig bleiben,
Troz dem Waschen, troz dem Reiben."

Den Rundtanz hätten wir wohl entbehren können, auch den Chorgesang:

„Lust an Unlust, das ist Lust!
Kraut und kitzelt uns die Brust."

Nicht die schadenfrohe Bosheit, sondern der Ehrgeiz, war die Ursache der Ermordung Duncans; die Hexen hätten uns nicht so viel irdisches Elend, woran sie sich ergezten, herrechnen dürfen; wie konnten sie sich über den nicht von ihnen begangenen Königsmord freuen? obgleich selbiger kaum von ihnen durch Schadenfreude gewirket werden mußte. Diese ganze Scene möchte wohl nicht besser als ein Auswuchs seyn.

Bürger hat in dem letzten Auftritte des dritten Aufzuges sich ziemlich genau an sein Original angeschlossen, und verdienet dafür schuldiges Lob; nur am Ende hat er wieder aus eigenem Schatze den Shakespeare beschenket, doch mit Bescheidenheit. In dem reichen ersten Auf-

tritte des vierten Aufzuges ist manches Bedeutende mit Unbedeutendem vertauschet, doch nur wenig zu der vermeinten Verschönerung zugesetzet worden. Sonderlich könnte man Bürger's:

„Dreymal hat der Frosch geköckert!
Und der schwarze Bock gemeckert!
Urian ruft ꝛc.“

nicht vermissen. Auch die Bemerkung der Hexen von dem in den Zauberkessel geworfenen „Kellerlork, Husa! Wie er zuckt und zappelt!“ ist nicht in dem Charakter der, wie das Schicksal, ganz fühllosen Wesen. Der Chor ist glücklich ausgedruckt. Auch Bürger muß der Meinung gewesen seyn, Shakespeare habe am Hexenkessel nur der muthwilligsten Phantasie freyen Lauf gelassen, und willkürlich die ekelhaften Dinge gesammelt, und es wären „Rattenschwanz und Mäuseohr, Krötenleich, Eulenauge, Hundelunge, Molchsgedärme, Raupenquark, Rabenherz und Tiegermark,“ kräftiger oder poetischer als Shakespeare's Eidechsenauge, Hundezunge, Fledermauswolle, Blindschleich-

Stachel, Eulenflügel ꝛc. Gegen das „Teufelsdreck und Hexentalg, eines Lästermauschels Hals . . . kocht zu zähem Brey, bis man ihn wie Faden haspeln kann!“ möchte der gute Geschmack Einwendungen machen. Es würde wenig die Mühe belohnen, wenn wir diese Vergleichung fortsetzten, und noch mehr an dem großen Dichter verübte Ungerechtigkeiten anzeigten, bey dem jedes Ding in der schwarzen Höhle ein ergänzender Theil des großen Drama ist. Wo Bürger übersetzet, da erwirbt er sich den meisten Beyfall. Er ist auch kein Freund von Ermordungen auf dem Theater, und er hat viel für sich anzuführen; er läßt weder den Banquo, noch die Lady Macduff vor unsern Augen umbringen; er schonet unsre Gefühle, damit sie sich nicht abstumpfen, und gegen Tod und Leben gleichgültig werden. In Auslassungen ist Bürger nicht immer unglücklich gewesen. Blieben von Shakespeare's Werken auch nur Fragmente übrig, so könnten wir auch wohl aus diesen den gewaltigen Dichter noch bewundern; wir wür-

den, wenn wir für zwey seiner Schönheiten auch nur eine behalten hätten, desto länger bey der einen uns ergetzen. Was uns der Bearbeiter eines großen Meisterwerkes hiervon übrig läßt, gehöret noch immer dem Meister; die Zusätze aber sind oft Hütten der Beduinen an die Trümmer von Balbek angelehnet. In der nackten Wüste würden uns dergleichen Kabanen erträglich gewesen seyn, neben den Prachtsäulen erregen sie Ekel. Solchen fühlet man leicht bey der Nachricht von dem Tode der Lady Macbeth. Wir hören bey Shakespeare ein Geschrey im Innern des Pallastes; Seyton bringt die Nachricht: The Queen is dead! und wir hören weiter keine Beschreibung ihres plötzlichen Hinscheidens. Bürger bedienet sich dieser Gelegenheit, die königliche Kammerfrau wie ein gemeines Weib zum Arzte reden zu lassen. „Kommen Sie! die Königinn — hat's weg.“ Arzt. „Was? doch nicht todt? Unmöglich!“ Kammerfrau. „Ja! Ja! Ja! — Das war ein Aufruhr in ihrem Bette! Wie mit halberdrossel-

ter Kehle rief sie: Hülfe! Hülfe! dann gab's Ach und Krach. Wie ich herzulief, zuckte, röchelte und schnappte sie zum letzten Mahle. Was für Klauen ihr das Gesicht auf den Rücken gedreht, und die blauen Flecke gekniffen haben, mag der allmächtige Gott wissen." Hier ist mancher Ausdruck, der zu einer burlesken Parodie Gelegenheit geben könnte. Das Lächerliche mag nicht bloß dem Wahren, sondern auch dem Schönen zum Probiersteine dienen; beyde, wenn sie ihres Namens würdig sind, erscheinen mit Majestät, erwecken Ehrfurcht gegen sich, und demüthigen jeden vermessenen Spötter, welcher sich wider sie auflehnen wollte, denn seine Spötterey fällt auf seinen Kopf zurück. Derjenige Künstler verstehet seine Sache nicht, der da, wo er Ernst erregen will, Lachen erreget; der wahre Künstler muß die Empfindungen und Gefühle aller Menschen beherrschen; die bey jedem Einzelnen willkürlich, oder unwillkürlich sich erhebenden Vorstellungen muß er bändigen, damit sie den von ihm gewollten Vorstellungen keinen Eintrag thun, und

den gesuchten Zweck nicht hintertreiben. Das Kunstwerk muß sich den Menschen ganz zueignen; er muß dahin gehen, wohin selbiges ihn hinweiset; er muß auf dem Wege nach dem ihm aufgestellten Ziele durch nichts gestöret werden. Wie viele mußten bey den, selbst wider ihren Willen, aufgeregten Vorstellungen, durch die Worte: „Das war ein Aufruhr in ihrem Bette! Dann gab's Ach und Krach . ." in der Ernsthaftigkeit unterbrochen werden!

Es ist kein löbliches Bemühen einiger Umarbeiter des Schauspieles Macbeth gewesen, die beyden Verbrecher eines schrecklichen Todes vor unsern Augen sterben zu lassen; der große Dichter lässet sie ohne Martern sterben. Bürger läßt den Macbeth auf der Bühne tödten, wird aber wohl nicht so viel wie Shakespeare wirken, bey dem der Macbeth zwar außer der Bühne umkommt, dessen Kopf aber in der Hand Macduffs dem Tode des Tyrannen eine furchtbarere Form gibt. Die Rede Macduffs über den gefallenen Macbeth von Bürger, ist schwerlich im

Charakter des Helden, der weniger spricht, als handelt. Auch die letzten Worte Macbeths meinet man schon oft am Ende anderer Trauerspiele gelesen zu haben. Warum sollte unsre Rechtsbegierde den Tyrannen bis in eine andere Welt voll unaussprechlicher Quaalen begleiten; nur die wildeste Rachgierde konnte in dem Gedanken der ewigen Verdammniß, auch des abscheulichsten Menschen, eine Ruhe finden. Shakespeare, der es wohl verstand, eine poetisch vollständige Welt zu schaffen, bedurfte es nicht, durch eine andere gedichtete Welt, der seinigen eine Elle zuzusetzen.


Princeton University Library
32101 068587607

DATE ISSUED	DATE DUE	DATE ISSUED	DATE DUE